Diss.
1156.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36626497520012

<36626497520012

Bayer. Staatsbibliothek

Diss. 1156.
-1

Kleine
akademische und gymnastische
Gelegenheits-Schriften.

gesammelt und herausgegeben

von

Joh. Jak. Heinrich Nast,
vormals Prof. an der Hohen Carls-Schule und dem Gymnasium
zu Stuttgart,
nun
Pfarrer zu Plochingen.

Erster Theil,

welcher die deutschen Schriften enthält.

Tübingen,
bei Heinrich Laupp.
1820.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die kleinen Gelegenheits-Schriften, welche diese Sammlung enthält, würden bei ihrem ersten Erscheinen nicht bloß in dem engern Kreise, für den sie zunächst bestimmt waren, und auf den sich ihr Umlauf beschränkte, sondern auch in weitern Kreisen, wohin einige derselben zufällig kamen, mit Beifall aufgenommen, und nicht ohne Interesse gelesen. Auch wurde der Verfasser schon in früheren Zeiten von mehreren achtungswürdigen Gelehrten des Inn- und Auslandes aufgemuntert, sie zu sammeln, und ihnen durch die Herausgabe mehr Publizität, und einen ausgebreitetern Umlauf zu geben. Ohne Zweifel hatten sie diesen Beifall weniger ihrem innern Werth und Gehalt, als dem Interesse, welches damals allgemein an der Anstalt genommen wurde, auf welche sich ein Theil derselben zunächst bezieht; — vielleicht auch dem Umstand zu danken, daß der Verfasser bei der Wahl der Materien nicht selten auf die denk-

würdigen Zeit-Ereignisse, unter denen sie erschienen, wesentliche Rücksicht nahm, und auf manche Aehnlichkeiten der alten und neuen Zeit, wo sich ihm eine schickliche Gelegenheit darbot, hindeutete. Dennoch konnte er sich nie zu ihrer Herausgabe entschliessen, weil er überhaupt wünschte, bei einer nochmaligen Ueberarbeitung ihnen eine vollkommenere Gestalt zu geben; — auch einige bloß angefangene Materien fortzusetzen und ausführlicher zu bearbeiten; — wozu es ihm aber in der Folge theils an Zeit und Musse, theils auch an Lust gebrach; — was gewöhnlich bei dergleichen kleinen Gelegenheits-Schriften der Fall ist, bei denen die Abwechslung der Materien den hauptsächlichsten Reitz ausmacht.

Die meisten derselben, sowohl die vormals schon gedruckten, als die noch ungedruckten, zu denen 3 im Gymnasium gehaltenen, und die 2 akademischen Reden Nro. 4 und 5 gehören, erscheinen daher in dieser, aus zwei Theilen, einem deutschen und lateinischen, bestehenden Sammlung größtentheils in ihrer ersten ursprünglichen Gestalt; — und der Verfasser schmeichelt sich, daß sie auch jetzt noch in dieser Form für den Leser durch die Vergleichung der gegenwärtigen Zeit-Umstände mit den damaligen, unter denen sie geschrieben wurden, nicht ohne man-

nigfaches Interesse seyn werden. — Was ihn aber vornehmlich zu dem Entschluß brachte, noch in seinem höheren Alter, und in einer von seiner vormaligen ganz verschiedenen Lage diese Sammlung zu veranstalten, ist die noch immer lebendige ununterdrückbare Rückerinnerung an ein Institut, an welchem er selbst seine Jugend verlebte, und dessen Gedächtniß für alle noch Lebende, die in demselben ihre Bildung empfiengen, unvergeßlich seyn wird. — Diese Anstalt ist zwar mit dem Tode ihres Stifters erloschen; — aber noch jezt lebt sie fort in ihren wohlthätigen Wirkungen, — in allen den guten und nüzlichen Einrichtungen, die aus ihr in die alten längstbewährten Anstalten des Vaterlandes übergetragen und verpflanzt wurden; und — in einer grossen Zahl von Männern des Vaterlandes und auswärtiger Länder, die in dieser von dem Herzog Carl gegründeten Schule ihre ganze Bildung erhielten, und nun als Staats-, Kriegs- und Geschäfts-Männer, — als Gelehrte und Künstler dem Amt und Stand, worinn sie stehen, eben so viel Ehre machen, als dem Institut, aus welchem sie hervorgiengen, und in die Welt eintraten. — — So möge denn auch die Huldigung, welche der Verf. durch die Herausgabe dieser Schrift dem Institut,

an dem er einst selbst als akademischer Lehrer zu wirken berufen war, und an welches sich der Name seines Stifters so unwillkührlich anknüpft, darzubringen sich gedrungen fühlte, nach dem es schon längst zu seyn aufgehört hat, — dazu beitragen, das gewiß noch nicht erloschene dankbare Andenken an eine Anstalt, in welcher die Blüthe der edelsten Jugend aus allen Ländern Europens zusammenströmte, in den Herzen aller noch Lebenden, die einst Zöglinge derselben waren, aufs neue zu wecken, und wieder aufzufrischen!

Geschrieben zu Plochingen
im Jul. 1819.

N a s t.

Innhalt des ersten Theils.

Deutsche Schriften.

Seite

I. Von der Nothwendigkeit öffentlicher wissenschaftlicher Anstalten zur Aufklärung der Staaten. Rede gehalten am 12ten Jahrstag der Carls-Akademie 1782. 3

II. Bemerkungen über Staats-Revolutionen. Programm zur Gedächtniß-Feyer der Einweihung des Carls-Akademie 1790. Aus Gelegenheit der damals ausgebrochenen Revolution in Frankreich . . . 25

III. Bemerkungen über die Manier des Theophrast in der Schilderung sittlicher Charaktere 1791. . . 60

IV. Ueber die Nothwendigkeit, den Ehrtrieb des Jünglings zu wecken, und durch Belohnungen zu unterhalten. Rede bei der Preis-Austheilung 1791. . 80

V. Ueber die Vorzüge und Gebrechen der Lykurgischen Gesetzgebung und Staats-Verfassung. Rede bei Niederlegung des Prorektorats an der Carls Hohen-Schule 1792. 96

VI. Von der Aehnlichkeit und Uebereinstimmung der Sprache des Homer mit der allgemeinen Kinder- und Volkssprache. Eine Glückwünschungs-Schrift bei der Amts-Jubelfeier seines Vaters, des Pfarrer Nast in Plochingen 1800. 115

I.

Von der Nothwendigkeit öffentlicher wissenschaftlicher Anstalten zu Aufklärung der Staaten.

Rede

am 12ten Jahrstag der KarlsAkademie, und ersten ihrer Erhebung zu einer HohenSchule den 22ten Dec. 1782.

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Herzog und Herr!

Wenn es die edelste und rühmlichste Beschäftigung grosser Beherrscher ist, Menschen und Bürger zu bilden; wenn es wahr ist, daß die Folgen der Erziehung sich auf die ganze Menschheit erstrecken, und daß die Großen der Erde durch die Bemühungen, die sie auf die Bildung des Bürgers verwenden, nicht nur zu Wohlthätern ihrer Staaten und der gegenwärtigen Geschlechter, sondern auch zu Wohlthätern der Nachkommenschaft werden, so ist der heutige Tag ein

redendes Denkmal von den edeln und großen Gesinnungen Euer Herzoglichen Durchlaucht, aber auch Ihrem Herzen eine Quelle der süssesten Lust und des reinsten Vergnügens, das aus dem Bewußtseyn menschenfreundlicher Thaten hervorquillet. Der heutige Tag ists, der uns das Angedenken der Stiftung zurückruft, deren segensreiche Einflüsse sich nicht nur auf Wirkemberg, sondern auch auf die entfernteste Gegenden des Auslandes verbreiten. Zwölf Jahre sind es nun, daß die wohlthätige Hand unsers Fürsten diesen Garten pflanzte; mit dankvoller Bewunderung sahen wir seine Früchte reifen; mit jedem Jahre ward seine Blüthe schöner und herrlicher, und mit jedem Jahr keimten in ihm neue Pflanzen hervor, die durch Carls sorgsame Geschäftigkeit begossen zum edelsten Wachsthum heranstiegen.

Gehen wir in die verflossene Jahre der großen Stiftung zurück, deren Angedenken der heutige Tag geheiliget ist, welch ein seltenes Schauspiel stellt sich unsern Blicken dar! Eine Anstalt, die in ihrem ersten Entstehen bloß dazu bestimmt zu seyn schien, dem Vaterland nützliche Bürger zu erziehen, sahen wir in wenigen Jahren eine Pflanzschule fremder Nationen werden; die gelehrte Bildung wurde bald mit der sittlichen Bildung verbunden, und beide wurden auf die vortrefflichste physische Erziehung gebaut. Alle Theile des Ganzen stunden im reizendsten Verhältniß, im lieblichsten Bunde, und ein allgemeiner Geist der Ordnung, der Geist des großen Stifters beseelte das Ganze. Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern strömten von nahen und fernen Gegenden herbei, um unter Carls bildenden Händen Weisheit und Tugend zu lernen. In dem ganzen weiten Gebiete der Wis-

senschaften und Künste gabs beinahe keine Kunst, keine Wissenschaft, die von Carln nicht wäre aufgenommen worden. Er winkte den Musen, und sie stiegen vom Helikon nieder, um den Glanz dieser Schule zu erhöhen, und den Ruhm ihres Durchlauchtigsten Stifters zu verherrlichen. Nun ward auf einmal der Umfang dieser merkwürdigen Anstalt erweitert; Carl errichtete für jede Kunst und Wissenschaft, selbst für einzele Zweige derselben eigene Lehrstühle, und der fremde Zögling, der diese Schule besuchte, konnte jezt nicht nur gemeinnüzige Kenntnisse sammlen, sondern nach dem Bedürfniß seines Standes und seiner Bestimmung mit einem Schaz der mannigfaltigsten gelehrten Kenntnisse bereichert zurükkehren. Alles dieß that Carl, thats in einem Zeitraum, der kaum hinreichend scheinen mußte, eine Anstalt von solchem Umfang zu gründen; überwand mit standhafter Entschlossenheit jedes Hinderniß, das sich Ihm entgegenstellte; und genoß nach dem Verfluß eines jeden Jahrs die belohnende Wonne, durch die wachende Vorsicht des Himmels alle Seine weisen Anschläge begünstigt zu sehen. Rechtschaffene Patrioten segneten den glüklichen Fortgang dieser Anstalt, und der Jubel der Einheimischen hallte von fernen Ufern, und von fremden Zonen wieder zurück. Dieß, Durchlauchtigster Herzog! ist ein schwaches Gemälde der erhabenen Bemühungen, womit Euer Herzogliche Durchlaucht diese auf die festesten Pfeiler der Weisheit und Tugend gegründete Anstalt von einer Stufe der Vollkommenheit zu der andern leiteten, und von den heilsamen Würkungen, welche aus dem schnellen Wachsthum dieser Akademie entsprangen, und sich mit jedem Jahre verviel-

fachten. Thörichte Vermessenheit würde es seyn, wenn ich es als ein ungeübter Redner unternehmen wollte, in der Höchsten Gegenwart Euer Herzoglichen Durchlaucht und mitten in dieser glänzenden Versammlung ein vollständiges Bild dieses großen Gegenstandes zu entwerfen. Kleinere Gegenstände, die den Schein wahrer Größe erborgen, mögen immer durch die Künste der Beredsamkeit verschönert in einem vortheilhaftern Lichte schimmern, aber wahrhaftig große Handlungen bedürfen des Anstrichs der Redekunst nicht, und wo Thaten reden, wie sie Carl verrichtet, da muß auch die feurigste Beredsamkeit verstummen.

Durchlauchtigster Herzog!

Ich verlasse den Schauplatz der verflossenen Jahre, um bei einer Begebenheit stille zu stehen, welche das heutige Jahrsfest mit dem feierlichsten Stempel bezeichnet. Der heutige Tag ists, an welchem Joseph der große Kaiser der Deutschen, Dessen geheiligte Person wir vor wenigen Jahren in unserer Mitte zu verehren das Glück hatten, diese von Euer Herzoglichen Durchlaucht gestiftete Erziehungs-Anstalt in den Rang einer Hohen-Schule erhob, und ihr die Rechte und Freiheiten der übrigen Hohen-Schulen Deutschlandes allerhuldreichst ertheilte. Mit diesem denkwürdigen Tage begann eine neue glänzendere Epoche dieser Carolinischen Stiftung; er entschied durch das gültigste ehrenvolleste Zeugniß des erhabensten Monarchen, des thätigsten und mächtigsten Beförderers allgemeiner Aufklärung die Vorzüge dieser trefflichen Anstalt, und die Verdienste,

welche die Wissenschaften der Stiftung unsers Fürsten verdanken; er versetzte auf einmal diese Stiftung, welche schon längst nach der allgemeinen Stimme weiser Patrioten unter allen Erziehungs-Anstalten Deutschlandes die erste Stelle behauptet hatte, in eine höhere Sphäre, in einen ausgebreitetern Wirkungs-Kraiß, und krönte die erhabenen Absichten, welche Carl durch die Stiftung dieser Schule zum Glück der Menschheit auszuführen beschloß, mit dem edelsten Lohne. Noch erinnern wir uns mit dem lebhaftesten Freude-Gefühl jener feierlichen Stunde, in welcher Sie, Durchlauchtigster Herzog! dieser ehrwürdigen Versammlung, diesem blühenden Jünglings-Chor die ruhmvolle Erhöhung Ihrer Akademie mit fürstlicher Beredsamkeit verkündigten; noch schwebt das Angedenken jener festlichen Tage vor unserer Seele, welche zur feierlichen Einweihung dieser Hohen-Schule bestimmt waren, und woran Sie mit dem erhabenen Namen Ihres Durchlauchtigsten Stifters begnadiget wurde. Noch schallen die nachdrücklichen Worte der Weisheit in unseren Ohren, womit Euer Hezogliche Durchlaucht die glänzende Feier jenes Tages eröfneten, und jedes Wort grub sich mit unauslöschlichen Zügen in unsere Seelen ein. Wir fühlten uns von den stärksten Empfindungen des Danks, der Liebe und der Bewunderung hingerissen, nie empfanden wir das große Gewicht unserer Pflichten lebhafter, als in jenen festlichen Augenblicken; aber auch niemals fühlten wir uns von einem lebhaftern Entschlusse begeistert, die großen Hoffnungen des Fürsten, des Vaterlandes und des Auslandes zu erfüllen — —

Und welche Empfindungen, welche Entschlüsse, glück-

liche Söhne Carls! müssen nicht heute mit neuer Stärke in Ihrem Busen erwachen, an der Feier eines Festes, welches die unerschöpfliche Grosmuth Carls zu der wohlthätigen Absicht bestimmt hat, die Rechtschaffenheit und den Fleiß Seiner Söhne mit fürstlicher Freigebigkeit zu belohnen! Sollte es noch nöthig seyn, Ihnen die Pflichten einzuschärfen, die der heutige Tag aufs neue von Ihnen fordert? Nein. Sie haben schon längst der Weißheit und Tugend geschworen, Sie fühlen die Pflicht und das Glück auf dem Pfade der Aufklärung zu wandeln; Sie freuen sich der großen Bestimmung, zu welcher Sie in diesem Hause eingeweihet werden, einst Werkzeuge der Aufklärung, Werkzeuge der Glückseligkeit auch für andere Menschen zu werden! Getrost wage ichs, die feierlichen Gelübde, die Sie an dem heutigen Tage erneuren, in den Schooß Ihres erhabensten Wohlthäters niederzulegen; aber zuvor sei es mir erlaubt, eine Betrachtung über einen Gegenstand anzustellen, der aus der Feier des heutigen Festes von selbst hervorgeht: Ueber die Nothwendigkeit und den wichtigen Einfluß öffentlicher wissenschaftlicher Anstalten zur Aufklärung der Staaten.

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Herzog und Herr!

Inneres Gefühl und allgemeine Erfahrung, welche uns die Geschichte der Menschheit darstellet, überzeugen uns mit unwidersprechlicher Gewißheit, daß Ausbildung der geistigen Kräfte, und stetes Bestreben, sie zu erweitern, wesent-

liche Bestimmung in der Natur eines denkenden Wesens seyn müsse. Die menschliche Seele besitzt nicht nur eine natürliche Fähigkeit, sondern zugleich auch einen unaufhaltbaren Trieb Vorstellungen zu sammeln, sie mit einander zu vergleichen, und aus dem Vorrath der Begriffe, den sie sich erworben, neue zu schaffen. Alles nun, was diesem Triebe Nahrung gibt, was der Seele Gelegenheit verschafft, ihre Vorstellungen zu erweitern, das erfüllet sie auch mit einem lebhaften Vergnügen; so wie im Gegentheil jede Einschränkung der geistigen Kräfte mit unangenehmen Empfindungen begleitet ist. Aus dieser allgemeinen Erfahrung läßt sich die unläugbare Folge ziehen, daß vernünftige Wesen ohne fortgesetzte Uebung und zweckmäßige Anwendung ihrer Kräfte unmöglich diejenige Glückseligkeit erreichen können, zu welcher sie von dem gütigen Urheber der Natur bestimmt sind. So, wie nun die Glückseligkeit einzelner Menschen mit dem Grad ihrer Aufklärung auf das innigste zusammenhängt, so verhält sichs auch bei ganzen Staaten. Je aufgeklärter ein Staat ist, je heller und ausgebreiteter die Einsichten seiner Bürger sind, je wirksamer und zweckmäsiger die Kräfte der einzelnen Mitglieder sich zum allgemeinen Besten vereinen, desto größer muß auch die Summe der Glückseligkeit in einem solchen Staate seyn. Wie schimpflich erniedrigen also diejenige Weltweise die Würde der menschlichen Natur, die das Verderben der Staaten aus der wissenschaftlichen Aufklärung herleiten wollen! Welche Begriffe müßten wir uns von der Gottheit und von den Absichten ihrer Schöpfung machen, wenn das, was offenbare Bestimmung des Menschen ist, Quelle des menschlichen Elends seyn könnte! Und beweißt nicht der

ganze Gang, nach welchem sich die Menschheit von einem Jahrhundert zum andern entwickelte, beweißt nicht der innere Drang, das allgemeine Streben des menschlichen Geistes nach höherer Vollkommenheit, daß wir an der Erhöhung und Ausbildung unserer Seelenkräfte unaufhörlich arbeiten, daß wir, mit einem Wort, aufgeklärte Menschen werden müssen, wenn wir anders den Zweck unsers Daseyns erfüllen wollen? Vergebens berufen sich hier die Feinde der wissenschaftlichen Aufklärung auf die Beispiele derjenigen Staaten, in welchen sich die größte Aufklärung mit dem tiefsten Verderben der Sitten paarte. Es ist wahr, die Geschichte von Griechenland und Rom stellt uns unleugbare Beweise dieses Phänomenes dar, aber gewiß waren es nicht die Wissenschaften, welche den Verfall der Sitten bewirkten. Man darf nur die Geschichte lesen, wenn man die Ursachen jener schröcklichen Zerrüttungen entdecken will, welche die aufgeklärtesten Staaten des Alterthums stürzten, und die Wissenschaften selbst unter ihren Trümmern begruben. So lange Griechen und Römer noch nicht von dem gefährlichen Gifte des Luxus angesteckt waren, so lange sie dem sanften Joch weiser Gesetze willig gehorchten, und noch nicht die Geisel gesetzloser Despoten fühlten, da reiften die Wissenschaften, da wurden alle Gemüther von edlem Thateneifer und Vaterlands-Liebe beseelt, und das Gebäude der öffentlichen Glückseligkeit stund bei allen den kleinen Stürmen, welche bisweilen von unruhigen und unaufgeklärten Köpfen erregt wurden, dennoch fest; aber sobald diese Nationen durch die Eroberung des Orientes von dem verführerischen Reitze des Reichthums zur Weichlichkeit hingerissen wurden,

sobald an die Stelle der vorigen gesetzmäßigen Freiheit die willkührliche Macht des Despotismus trat, da begann der Verfall der Sitten und Wissenschaften. Die Gesetze wurden unter die Füsse getreten, der alte Gemein-Geist verwandelte sich in Selbstsucht und niedrigen Eigennutz, Freiheits-Liebe artete in Frechheit und Gesetzlosigkeit aus, Müßiggang und Trägheit machte die Gemüther zu jeder Anstrengung stumpf, und erstickte jeden edlen Keim der Weisheit und Tugend, ein furchtbares Heer der schändlichsten Ausschweifungen überschwemmte den Staat gleich einer verheerenden Fluth; die Wissenschaften mußten der Wollust fröhnen, das Laster erhielt den Anstrich der Tugend, und wenn irgend ein Weiser seine Stimme gegen das einreissende Verderben erhub, und die Rechte der Menschheit in Schutz nahm, so wurde er entweder gar nicht gehört, oder er mußte unter dem Schwert der Tyrannei dahin bluten. Ist es noch ein Wunder, daß bei einer solchen Verderbniß auch die Wissenschafteu ihr Grab fanden, daß Griechen und Römer, nachdem sie sich in jedem Laster erschöpft hatten, endlich wieder in diejenige Barbarei zurücksanken, aus welcher sie sich einst durch die Bemühungnn ihrer Weisen herausgearbeitet hatten? Und dennoch muß man gestehen, daß die Wissenschaften den völligen Ausbruch jenes allgemeinen Sitten-Verfalls eine Zeitlang zurückhielten.

Wars nicht ein frommer Sokrates, der den üppigen Sitten seines Zeitalters die strengste Enthaltsamkeit, und dem gleissenden Gewäsche betrügerischer Sophisten ernste männliche Weisheit entgegen setzte? Waren es nicht die würdigen Söhne der Stoa, welche die erhabenste uneigen-

nützigste Tugend zu einer Zeit predigten, da das Verderben der Sitten schon in die Eingeweide des römischen Staats eingedrungen war, und sich vom Thron und von den Pallästen der Großen bis zur niedrigen Hütte des Pöbels verbreitet hatte? Wer könnte also die Wissenschaften eines nachtheiligen Einflusses in den sittlichen Zustand des Menschen beschuldigen, oder wer könnte sich bereden, daß das menschliche Geschlecht durch wissenschaftliche Aufklärung unglücklich werde? Man kann immer den Vertheidigern der Unwissenheit zugeben, daß eben diejenige Gegenstände, welche die Wissenschaften und Sitten verfeinern, Quellen des moralischen Verderbens, und mithin auch Quellen des Unglücks werden können; man kann zugeben, daß gewisse Fehler und Gebrechen großer ausgebildeter Staaten natürliche Folgen einer größern Aufklärung seyn; aber dennoch ist es höchst unrichtig geschlossen, daß der Mensch in den Zustand einer thierischen Unwissenheit zurückkehren müsse, wenn er diejenige Glückseligkeit erreichen wolle, zu welcher ihn die Natur bestimmt hat! Sollte die Glückseligkeit eines denkenden Wesens ohne vernünftige Anwendung und Uebung seiner Kräfte gedacht werden können? Oder ists möglich, daß der Mensch in einen Zustand zurückkehre, in welchem er sich niemals befand? Muß man nicht selbst der Vernunft entsagen, wenn man den Zustand einer rohen Wildheit, einer thierischen Unthätigkeit für den ursprünglichen Zustand der Menschheit erklären will? Man vergleiche ferner die Tugenden und Laster roher mit den Tugenden und Lastern aufgeklärter Nationen, und fälle dann ein unpartheiisches Urtheil. Sind gleich solche Völker, die nicht von dem Licht der Gesetze

und Wissenschaften bestrahlet werden, mit den Lastern aufgeklärter Nationen unbekannt, so herrschen im Gegentheil unter ihnen andere und schröcklichere Laster; Laster, worüber sich die Menschheit entsetzt, und die jedes fühlende Herz mit Abscheu betrachtet. Und, welche Tugend könnte wohl in der Seele gesetzloser Barbaren empor keimen, deren Begriffe sich nicht weiter, als über das gegenwärtige Bedürfniß erstrecken? oder ist es erlaubt, die Enthaltung von denjenigen Lastern Tugend zu nennen, zu deren Ausübung der Wilde keinen Reiz empfindet, keine Veranlassung hat? Nur unter gebildeten Nationen, die durch weise Gesetze regieret werden, blühen jene gesellige und menschenfreundliche Tugenden, aus denen die Glückseligkeit der Staaten entspringt.

Welch einen mächtigen Einfluß hat also die wissenschaftliche Aufklärung auf die sittliche Bildung des Menschen, und wie wenig kann sich derjenige rühmen, wahre Tugend zu besitzen, dem es an richtigen Grundsätzen, und an einem gebildeten Verstande fehlt. Wie leicht werden solche schwache Menschen zu Vergehungen hingerissen, denen stärkere Seelen mit leichter Mühe entgehen; und wie oft sind nicht die gröbsten Verirrungen und Ausschweifungen der Menschen mehr Folgen eines ungebildeten Verstandes, als eines verdorbenen Herzens! Man darf demnach sicher behaupten, daß wissenschaftliche Aufklärung zu der Bildung des sittlichen Charakters ungemein vieles beitrage. Die Wissenschaften klären den Verstand auf, und schmücken ihn mit nützlichen Kenntnissen; aber ihre Wirkungen erstrecken sich noch viel weiter. Sie befreien den Geist von falschen und schädlichen Vorurtheilen, sie veredeln die Sitten, schärfen das morali-

sche Gefühl, bessern das Herz und öffnen dasselbe den sanften Eindrücken der Tugend. — Man setze mir hier die Beispiele solcher Menschen nicht entgegen, die bei einem hellen durchdringenden Verstand dennoch ein schlechtes verdorbenes Herz haben. Die Verstands-Kräfte solcher Leute sind entweder gar nicht angebaut, oder sie haben wenigstens eine falsche verkehrte Richtung erhalten. Auch der Verstand kann zum Nachtheil des Herzens angebaut werden. Wann der Verstand eines Menschen immer nur mit solchen Gegenständen beschäftiget wird, welche gar keine, oder doch nur eine sehr entfernte Beziehung auf Moralität haben, wenn das in der Seele jedes Menschen schlummernde moralische Gefühl nicht frühzeitig geweckt und gebildet wird, wenn der Mensch nicht frühe auf die moralische Folgen seiner Gesinnungen und Handlungen aufmerksam gemacht wird, wenn nicht deutlich erkannte und lebhaft empfundene Grundsätze dem wilden Feuer der Leidenschaften entgegengesetzt werden; dann entstehen jene traurigen Widersprüche zwischen dem Urtheil und den Handlungen mancher sonst aufgeklärter Menschen, dann entsteht jene kalte Gefühllosigkeit für moralische Wahrheiten, durch die sich nicht selten eigentliche Gelehrte zur Schande der Wissenschaft auszeichnen. — So ists also gewiß, daß edle und gute Gesinnungen allezeit aufgeklärte Einsichten und Kenntnisse voraussetzen, daß wahre Aufklärung des Geistes auf die Veredlung des Herzens den sichtbarsten Einfluß hat. Ist nun der Mensch von der Natur bestimmt, durch Aufklärung, das ist, durch steten Fortgang in der Bildung aller seiner Geistes-Kräfte diejenige Glückseligkeit zu erreichen, die seinem Wesen angemessen ist, welches Mittel ist fähig, ihn dieser hohen Bestim-

mung entgegenzuführen? Kein anderes als Unterricht und Erziehung. Ohne Erziehung und Unterricht erstickt die junge Pflanze des Genies, und die herrlichsten Anlagen des Geistes und Herzens welken dahin. So, wie der Saame, welchen die geschäftige Hand des Ackermanns dem Schoose der Erde anvertraut, unmöglich gedeihen kann, wenn er nicht durch die erwärmenden Stralen der Sonne, und durch die milden Regen des Himmels befruchtet wird, so können auch die Anlagen, welche in der Seele des Jünglings schlummern, unmöglich zur Reife kommen, wenn sie nicht durch die Erziehung entwickelt, und auf diejenige Gegenstände gelenkt werden, für welche sie vorzüglich geschaffen sind. — Wie nothwendig sind also öffentliche Anstalten, welche der Bildung des Jünglings gewidmet sind, und wie unaussprechlich wichtig ist ihr Einfluß in die Aufklärung und in die Glückseligkeit ganzer Staaten. Nicht nur die gegenwärtige glückliche Verfassung eines Staats hängt von der öffentlichen Erziehung seiner Bürger ab, sondern auch die Hoffnung einer glücklichen Zukunft beruht auf der guten Einrichtung derselben. Oeffentliche Erziehungs-Anstalten sind daher immer zuverlässige Merkmale wohleingerichteter und durch gute Geseze aufgeklärter Staaten, sie sind aber auch die ersten und vorzüglichsten Bedürfnisse derselben, weil durch sie hinwiederum grössere Aufklärung auf das schnellste, leichteste und sicherste verbreitet, und die Glückseligkeit jedes einzelen Bürgers, und durch diese die Glückseligkeit des ganzen Staats auf das dauerhafteste gegründet wird. Wo im Gegentheil die Erziehung des Bürgers vernachlässigt wird, wo man versäumt, in die zarte Seele des Jünglings die Pflichten und Tugenden seines künf-

tigen Standes zu pflanzen, wo man versäumt, ihn zu überzeugen, daß er die Pflicht und den Beruf habe, nach dem Maaß seiner Gaben und Kräfte zum allgemeinen Besten mitzuwirken, wo endlich die Fähigkeiten, die in seiner Seele liegen, nicht auf eine seiner künftigen Bestimmung angemessene Weise geübt und gestärkt werden; da muß auch die öffentliche Glückseligkeit nothwendig scheitern; der sich selbst gelassene unerfahrne Jüngling wird von allen den Hülfsmitteln entblößt, die ihm eine gute Erziehung darbieten würde, ein Raub seiner Leidenschaften und ein Sklave des Lasters werden; Wissenschaften und Künste werden verblühen; die Tugend wird verlacht und verspottet werden; die Geseze werden ihre Kraft und ihr Ansehen verlieren, die Bande der Gesellschaft werden zerreissen; die innersten Fugen und Triebräder der grossen Maschine des Staats werden stocken, und zulezt wird sie selbst in Trümmer zusammenstürzen. — — Wer schaudert nicht bei dem Anblick dieser entsezlichen Folgen, die aus der Versäumniß der Erziehung des Bürgers entspringen! — — — Aber sollten wohl diese schröckliche Folgen nicht anders verhütet werden können, als durch öffentliche Anstalten? Sollte eine gute und vernünftige Privat-Erziehung nicht schon hinreichen, allgemeine Aufklärung, und durch diese den Endzweck eines Staats, die öffentliche Glückseligkeit zu befördern? — So groß der Einfluß einer guten Privat-Erziehung in die Wohlfahrt eines Staats ist, so wenig man leugnen kann, daß auch durch sie dem Staat nützliche Bürger können erzogen werden, so ist sie dennoch in ihren Folgen für das allgemeine Beste sehr viel eingeschränkter, und mit gewissen Unvollkommenheiten verbunden,

welche nur in öffentlichen Erziehungs-Anstalten können vermieden werden. Wie klein ist nicht die Anzahl derjenigen Bürger, die einsichtsvoll und aufgeklärt genug sind, um ihren Kindern eine den Fähigkeiten derselben gemässe Erziehung zu geben, oder ists überhaupt möglich, daß einzelne Männer, wenn sie auch noch so viel Wissenschaft und Erfahrung besizen, den Jüngling durch jede Stufe der Aufklärung bis zum lezten Ziele seiner Bestimmung fortleiten? Wie viele werden nicht durch Mangel an äusserlichen Glücksgütern an der Sorge für die Erziehung ihrer Söhne gehindert; und wie vielen fehlt es oft gar an Willen und Neigung, sich diesem beschwerlichen Geschäfte auch in Absicht auf ihre eigene Kinder zu unterziehen? Alle diese Mängel werden allein dadurch ersezt, wenn der Regent selbst die Sorge für die Erziehung der Jugend übernimmt, wenn er öffentliche Anstalten gründet, in welchen die verschiedene Klassen der jungen Bürger des Staats gebildet, und zu ihrer künftigen Bestimmung zweckmäßig vorbereitet werden. Wie oft ist schon ein aufblühendes Genie verwelkt, weil es nicht in einen Boden verpflanzt wurde, in welchem es hätte Wurzel schlagen können? Wie viele edle Anlagen und Talente würden noch immer für den Staat verlohren gehen, wenn sie nicht in öffentlichen Erziehungs-Anstalten hervorgezogen, gepflegt und ausgebildet würden. In welch einem wohlthätigen Lichte erscheinen also solche Stiftungen, wenn wir sie aus diesem Gesichtspunkt betrachten! Aber noch habe ich nicht alle Vortheile aufgezählt, die ihnen ausschliessend eigen sind, und worinnen sie jede, auch die beste Privat-Erziehung weit übertreffen. — Nur in öffentlichen Anstalten, in welchen verschiedene Klassen der

Bürger erzogen werden, findet der feurige Jüngling den reichsten Stoff für seine wißbegierige strebende Seele, und die herrlichste Gelegenheit, seinen Geist mit Kenntnissen mancher Art zu bereichern; der tägliche Umgang mit seinen Mitbrüdern, und mit denen, welchen seine Bildung anvertraut ist, wird mit jedem Tage neue Gefühle, neue Ideen und Aussichten in seiner Seele wecken, und ein edler Wetteifer, die stärkste Triebfeder des jugendlichen Fleisses wird seine ganze Seele beleben. Niemals wird er auf der Bahn der Aufklärung stille stehen; jeder Zuwachs an Kenntnissen wird ihn antreiben, die Summe derselben zu vermehren, das Beispiel seiner Mitbrüder wird ihn zu einem edlen Ehrgeiz entflammen, und die öffentliche Belohnungen, welche dem Fleiß und der Rechtschaffenheit bestimmt sind, werden seinen Wetteifer noch stärker entzünden. Ausser diesen grossen Vortheilen der öffentlichen Erziehung gibt es noch andere, welche für die künftige Glückseligkeit des Jünglings beinahe noch wichtiger scheinen. Grosse Erziehungs-Anstalten sind gleichsam eine Welt im kleinen, wo der Jüngling auf seinen künftigen Eintritt in die grössere Welt am besten vorbereitet wird. Hier findet er nicht nur die schönsten Gelegenheiten, sondern auch die dringendsten Antriebe, sich frühzeitig in allen den gesellschaftlichen Tugenden zu üben, ohne deren gewissenhafte Ausübung er einst als Mann und Bürger des Staats weder sich noch andere glücklich machen kann. Wie leicht muß ihm also in der Folge, wenn er sich auf einen grössern Schauplatz versetzt sieht, die Ausübung jener Tugenden werden, wenn er sich schon frühe eine Fertigkeit in denselben erworben, und sie zur Richtschnur seiner Handlungen zu machen gelernt hat. Ist endlich nicht

auch diß ein wesentlicher Vortheil der öffentlichen Erziehung, daß der Jüngling, der sie genießt, durch die manngfaltigen Verhältnisse, in denen er hier mit so vielen nach Sitten und Denkart höchst verschiedenen Menschen stehet, sich unvermerkt an eine gewisse Klugheit des Lebens und des äusserlichen Betragens gewöhnt, welche oft durch die glänzendsten Vorzüge des Geistes und Herzens nicht ersezt wird, und die schon mancher um den theuersten Preiß, um die Ruhe seines Lebens erkauft hat. — So groß und ausgebreitet sind die Folgen der öffentlichen Erziehung. Wer zweifelt noch, daß ihre Vortheile den Nuzen der Privat-Erziehung weit überwiegen, daß sie zur vollkommenen Bildung des Bürgers unentbehrlich ist? — —

Aber wer kan auch auf der andern Seite die grossen Schwierigkeiten in Zweifel ziehen, welche mit der Anordnung öffentlicher Erziehungs-Anstalten verknüpft sind? Wie schwer, wie viel befassend ist überhaupt das grosse Geschäft der Erziehung! Wie viel Muth, wie viele Einsicht, welche Klugheit, Standhaftigkeit und Entschlossenheit wird nicht schon zur Bildung des einzelen Menschen erfordert! Aber wenn erst die Grundsätze dieser schweren Kunst in öffentlichen Anstalten von einem weiten ausgebreiteten Umfang angewendet und ausgeübt werden sollen, wie verwickelt, wie unübersehbar wird alsdann dieses wichtige Geschäft! Welche Verschiedenheit der Neigungen, der Fähigkeiten und des Alters entdecken wir in einer grossen vermischten Gesellschaft von Jünglingen, welche Verschiedenheit in dem Zweck ihrer Bestimmung! Wie viele Kräfte müssen nicht hier in Bewegung gesetzt werden, um eine so zusammengesetzte Maschine in einem ununterbrochenen

richtigen Gang zu erhalten! Welche Weisheit ist nöthig, so viele und mannigfaltige Anlagen und Neigungen zu erforschen, zu entwickeln, und jeden auf dem leichtesten und kürzesten Wege seiner Bestimmung entgegenzuführen! Und dann, wie viele Klugheit und Erfahrung, wie viel Eifer und Thätigkeit wird dazu erfordert, daß bei der Aufkärung des Verstandes die Bildung des Herzens, als die wichtigste Angelegenheit der Erziehung nicht versäumt, daß die schlimmen Neigungen der Jugend frühzeitig geschwächt, die guten hingegen gestärkt und erhöht, daß die Gelegenheiten, Böses zu thun, so viel möglich abgeschnitten und vermindert, daß Lust und Vergnügen an der Ausübung der Tugend und an der Erfüllung der Pflichten in der Seele des Gutdenkenden erweckt und befestiget werde. Da es endlich auch bei dem weisesten Entwurf der öffentlichen Erziehung, und bei der pünktlichsten Ausführung desselben unmöglich bleibt, natürliche böse Anlagen gänzlich auszurotten; da die weisesten Geseze verbunden mit der genauesten Aufsicht nicht in allen Fällen hinreichen, jeden Ausbruch verdorbener Gesinnungen zurükzuhalten, jeden Saamen der Bosheit zu ersticken; welche Vorsicht muß nicht alsdann angewendet werden, daß die verderbliche Macht böser Beispiele nicht auch den Guten dahinreisse, und der Ordnung des Ganzen nicht gefährlich werde. Wie schwer, wie wichtig ist also das Amt des Erziehers! — — Doch, ich verlaße diese Betrachtungen, um den vortheilhaften Einfluß wissenschaftlicher Anstalten in die Aufklärung noch aus einem andern Standpunkt zu übersehen. Oeffentliche wissensachftliche Anstalten haben äusser der zweckmäßigen Bildung und Vorbereitung des Bürgers zu den Verrichtungen seines künf-

tigen Standes auch darinnen einen sehr beträchtlichen Einfluß in die allgemeine Aufklärung, daß durch sie die Wissenschaften selbst nicht nur in einen schnellern Umlauf, sondern auch auf einen höhern Grad der Vollkommenheit gebracht werden. Das Feld der Wissenschaften und Künste ist unermeßlich; das größte erhabenste Genie ist nicht fähig, es zu umfaßen; soll es angebaut werden, so müßen sich nothwendig mehrere zu Bearbeitung desselben verbinden, und diese müssen hinwiederum durch die nöthigen Hülfsmittel, worunter hauptsächlich auserlesene Büchersammlungen gehören, unterstüzt werden, wenn anders ihre Bemühungen einen glücklichen Fortgang gewinnen sollen. Wo vereinigen sich aber diese vortheilhaften Umstände, welche die Ausbreitung und Vervollkommnung der Wissenschaften und Künste so glücklich befördern, beßer als auf Hohen-Schulen, oder in öffentlichen wissenschaftlichen Anstalten. Hier sind die mannigfaltigen Fächer der Wissenschaften, welche Gegenstände des öffentlichen Unterrichts sind, unter eine hinlängliche Anzahl von Männern vertheilt, die eben deßwegen, weil sie nicht gezwungen sind, sich in mehrere Wissenschaften zu zerstreuen, ihre ganze Thätigkeit auf die Bearbeitung derjenigen Wissenschaft verwenden können, wozu sie natürlichen Hang und Beruf haben. Hier finden sich öffentliche kostbare Bücherschäze, die dem freien Gebrauch der akademischen Lehrer offen stehen, aus denen der arbeitsame Gelehrte nach seinem Bedürfniß einen Vorrath von Materialien sammelt, durch die er die Lücken seiner Wissenschaft ausfüllt, sich einen freien Blik, eine weitere Uebersicht über die Theile derselben verschafft, und aus deren scharfsinniger Bearbeitung er endlich ein zusammenhängendes Gan-

zes bildet. Wo anders, als in der geschäftigen Muße des akademischen Lebens findet der thätige Gelehrte bessere Gelegenheit, stärkere Aufmunterung, durch die Kenntnisse, die er sich erworben, auch andern nüzlich zu werden? Der öffentliche Unterricht gibt ihm tausend Mittel an die Hand, auf den Geist und das Herz seiner Zuhörer zu wirken, das Vergnügen, das er bei der Mittheilung seiner Kenntniße genießt; der Fleiß, die Aufmerksamkeit und der Forschungs-Geist derer, die ihn hören, alles dieses wird ihn ermuntern, immer tiefer in das Gebiet der Wissenschaften einzudringen, um grössere Aufklärung, helleres Licht um sich her zu verbreiten. Und welche Vortheile für die wissenschaftliche Aufklärung fließen nicht aus der Verbindung aller derer, denen die Bildnng der Jugend in öffentlichen Schulen anvertraut ist, wenn gewissenhafte Ausübung ihrer Pflichten alle ihre Handlungen leitet, wenn sie alle einander freundschaftlich die Hände bieten, und jeder den andern mit seinen Einsichten unterstützt. Es ist unmöglich, daß nicht hieraus die herrlichsten Wirkungen für die Wissenschaften entspringen sollten! Einzele Zweige derselben werden alsdann tiefer untersucht, und vollständiger bearbeitet; die Grenzen der Wissenschaften werden näher bestimmt, der allgemeine Zusammenhang und die feinere Fäden, wodurch sie sich an einander hängen, werden leichter gefunden und verfolgt, alte eingewurzelte Vorurtheile werden zerstöhrt, neue Wahrheiten entdeckt; der Geist einer freien Untersuchung wird reger und allgemeiner, und die Folgen der wissenschaftlichen Aufklärung verbreiten sich nach und nach auch auf die geringeren Klaßen der Bürger.

Alle diese Wirkungen aber hängen zulezt von der Groß-

muth erleuchterer Regenten ab, welche die Wissenschaften für die Stüze ihrer Thronen halten, welche durch Gründung öffentlicher Anstalten die allgemeine Glückseligkeit auf das wirksamste befördern, und sich selbst durch die Sorge für die öffentliche Erziehung die unvergänglichsten Denkmäler ihres Ruhmes stiften. Solche Regenten sind das kostbarste Geschenk des Himmels; der Segen ihrer menschenfreundlichen Veranstaltungen pflanzt sich auf die entferntesten Zeitalter von einem Geschlechte zum andern fort; der aufgeklärte Bürger dankt ihnen das Glück seines Lebens, und die späteste Nachwelt wird einst ihren unsterblichen Namen mit Entzücken feiern.

Durchlauchtigster Herzog.

Ich habe die Nothwendigkeit öffentlicher Anstalten zu der Bildung des Bürgers erwiesen, ich habe die vortheilhaften Einflüße derselben in die Ausbreitung und Vervollkommnung der Wissenschaften gezeigt. Wer ist nun, der nicht von selbst die Anwendung auf unsern Durchlauchtigsten Herzog machte; weßen Auge blickt nicht mit frohem Entzücken dem Fürsten entgegen, der die Wissenschaften um seinen Thron versammlet, Selbst zu ihnen herniedersteigt, und mit der edelsten Großmuth, mit dem unabläßigsten Eifer für die öffentliche Erziehung besorgt ist. Wessen Herz glüht nicht von den feurigsten Empfindungen der Dankbarkeit bei dem Anblik des Fürsten, in Dessen geheiligter Person dieses Haus Seinen erhabensten Stifter, und was noch mehr ist, Seinen mildesten Vater verehret, dem dieses zahlreiche Chor hoffnungsvoller Jünglinge seine ganze Bildung, und

das Glück der künftigen Tage mit innigster Rührung verdankt. — Aber, wenn Fremde und Einheimische den erhabenen Fürsten bewundern und segnen, der die Erziehung der Jugend, die Ausbreitung der Wissenschaften und Künste Selbst als den wichtigsten Theil Seines großen Regenten-Amtes betrachtet, der mit einer beispiellosen Herablassung die Sorge für die öffentliche Erziehung Selbst übernimmt, und in diesem beschwerlichen Geschäfte Seine edelste Erhohlung findet; dem es höchste Wollust ist, durch die zweckmäßigste Bildung der Jugend allgemeine Aufklärung zu verbreiten, die Glückseligkeit Seines eigenen, und die Wohlfarth fremder Staaten zu fördern, von welchen Empfindungen müßen Sie sich durchdrungen fühlen, Edle Jünglinge! Denen Carl das heutige Fest bereitet, und auf welche sich die reichsten Ausflüße Seiner Weisheit und Güte mit vollen Strömen ergiessen! Sie sind es, welche Carl zu den vorzüglichsten Gegenständen Seiner Huld und Gnade auszeichnet, Sie genießen das seltene Glück, unter den Augen, unter der unmittelbaren Leitung des weisesten und gnädigsten Fürsten in jeder Wissenschaft unterrichtet, zu jeder Tugend gebildet zu werden; Sie hören die erhabensten Lehren, die nachdrücklichsten Ermahnungen zur Weisheit und Tugend aus dem Munde Ihres großen Erziehers; Er ists, der ihre Talente prüft und entfaltet; Er ists, der ihre Handlungen richtet, und aus dessen Händen sie die rühmlichsten Belohnungen des Fleißes und der Rechtschaffenheit empfangen. — — Welche dringende Beweggründe für Sie alle, der Weisheit und Tugend ihren Geist und ihre Herzen zu öfnen, und sich dadurch der Gnade Ihres Durchlauchtigsten Erziehers immer würdiger zu machen. —

Und mit welchem Nachdruck muß nicht das heutige Jahrs-Fest, welches in der Geschichte dieses Hauses eine neue merkwürdige Epoche macht, Sie alle an die großen Pflichten erinnern, die sie Carln schuldig sind, und die ihre eigene Glückseligkeit fordert. Sehen sie, hoffnungsvolle Jünglinge! die Blicke von Europa sind nun stärker als jemals auf diese Stiftung gerichtet; je herrlicher, je reifer die Früchte waren, welche diß Haus schon in seiner ersten Periode trug, desto größer sind nun die Hoffnungen der Zukunft. Wollten Sie diese Erwartungen täuschen? Oder glüht nicht vielmehr ihre ganze Seele von dem edlen Entschluße eine Zierde dieses Hauses zu werden; pocht nicht ihre Brust von dem stolzen Gedanken, durch ächte Aufklärung den Ruhm und die Ehre dieser Hohen-Schule zu befestigen? Der Tempel des Ruhms stehet offen; die Palme der Unsterblichkeit winkt — sie ruft, die Stimme der Weisheit; folgen Sie, Freunde! Diesem göttlichen Ruf; wiederhohlen Sie heute das große Gelübde, den heiligen Schwur, sich nur der Weisheit, der Tugend zu weihen; aber bleiben Sie ewig diesem Schwure getreu. — Ich weiß es, Sie empfinden die Nothwendigkeit und das Glück einer guten Erziehung; gebrauchen Sie also die Vortheile, die ihnen Carls Großmuth in diesem Hause bereitet; zeigen Sie die Dankbarkeit ihres Herzens durch fortgesetzte gute Anwendung ihrer Gaben und Kräfte; durch die Anständigkeit ihrer Sitten, und durch gewissenhafte Ausübung aller Pflichten, die Ihnen Tugend und Religion vorschreibt; und dann, wenn Sie einst die stille glückliche Muse dieser Hohen-Schule mit einem geräuschvolleren Leben vertauschen, dann beweisen Sie durch die Größe

ihrer Einsichten, durch den Adel ihrer Gesinnungen und durch die Rechtschaffenheit ihrer Handlungen, daß Sie es würdig waren, Carls Schüler, Carls Söhne zu heissen. — —

Sie aber, Durchlauchtigster Herzog! geniessen Sie noch lange die süßen Früchte Ihrer wohlthätigen Bemühungen; der Himmel erhalte Sie diesem Hause und dem ganzen Vaterlande bis auf das entfernteste Ziel des menschlichen Alters; der Saame, den Sie ausgestreut haben, reife unter Ihren Augen bis zur vollesten Ernte; und die Strahlen der Aufklärung, die von diesem Tempel der Weisheit ausgehen, müßen sich in die entfernteste Zonen verbreiten. — — Ja, es lebe Carl, es blühe Caroline! Sie verdiene den Beifall Josephs, Sie sei es werth, den Namen Ihres Durchlauchtigsten Stifters zu tragen! —

II.

Bemerkungen über Staats-Revolutionen.

Einladungs-Schrift

zur Gedächtniß-Feyer der Einweihung der Karls-Hohen Schule am Geburtsfest des Herzogs den 11. Febr. 1790.

So weit die Geschichte reicht, hat gewis kein Zeitalter grössere und erstaunenswürdigere Veränderungen hervorgebracht, als das gegenwärtige achtzehende Jahrhundert, und vorzüglich die leztere Hälfte desselben. Diese Veränderungen erstrecken sich nicht allein auf die politischen sowohl innere als äussere Verhältnisse unserer europäischen Staaten, sondern zugleich auch auf den ganzen wissenschaftlichen Zustand derselben, und sogar auf die äussere gesellschaftliche Verhältnisse des bürgerlichen Lebens. Die rege Betriebsamkeit unsers Zeitalters, noch unbekannte Quellen des Luxus zu eröfnen, hat dem herrschenden und immer weiter um sich greifenden Hang zur Sinnlichkeit neue Nahrung gegeben, und einen Grad von künstlicher Verfeinerung erzeugt, der unsern Vätern gänzlich unbekannt war; auf einer andern Seite hat der erwachte Scharfsinn und Forschungs-Geist nicht nur das Gebiete der Wissen-

schaften beträchtlich erweitert, sondern auch eine bessere und philosophischere Methode in die Behandlungs-Art aller wissenschaftlichen Gegenstände eingeführt; an die Stelle unbewiesener Voraussezungen, verjährter Meinungen und blinder Nachbeterey sind feste Grundsäze, richtige Beobachtungen und Erfarungen, und ein Geist des eigenen Nachdenkens und der eigenen Prüfung getreten, der sich nicht beschränken läßt, und sowol in Bestreitung schädlicher Vorurtheile als in freimüthiger Beleuchtung der wichtigsten Gegenstände des menschlichen Verstandes bereits manche wohlthätige Folge gehabt hat. Noch nie ist es so lebhaft, als in unsern Zeiten erkannt worden, daß die Vernunft von dem Gebiete des Glaubens durchaus nicht dürfe ausgeschlossen werden, sondern daß sie vielmehr das unbestreitbarste Recht besize, auch die Wahrheiten des Glaubens und der Religion ihrer Prüfung zu unterwerfen; daß Religions-Ueberzeugungen ihrer Natur nach keinen Zwang verstatten, sondern jeder Mensch das Recht haben müsse, seiner eignen Ueberzeugung, oder dem, was er selbst als Wahrheit erkennet, zu folgen, und daß daher äussere Religions-Verschiedenheit unmöglich einen Unterschied in Ansehung der allgemeinen Rechte des Menschen und Bürgers nach sich ziehen könne. Aber es kann doch wohl eben so wenig geleugnet werden, daß eben dieser Geist der freien Untersuchung, seitdem er angefangen hat, auch in das Heiligthum der Religion einzudringen, und auf Gegenstände dieser Art sich auszudehnen, schon hie und da in Frechheit, Muthwillen und Zügellosigkeit ausgeartet ist, und auf einer Seite gänzliche Verachtung und Verspottung der heiligsten Religions-Wahrheiten, auf der andern eine unselige und trostlose Zweifel-

sucht veranlaßt hat. Fast noch sichtbarer zeigten sich bis izt die Wirkungen der neuen Aufklärung in demjenigen Felde, worinnen dem Forschungs-Geist der Menschen ohnehin der weiteste Spielraum geöfnet ist, in dem Felde der Philosophie. So viel die neuere Philosophie durch den in unserm Jahrhundert vorzüglich erwachten Untersuchungs-Geist an tieferen Aufschlüssen, hellern Aussichten, bündigern Beweisen und treflicheren Erläuterungen gewann, so muß es der redliche Wahrheitsforscher, der die Wichtigkeit philosophischer Wahrheiten nach ihrem Einfluß auf Moralität und Menschen-Glük zu schäzen gewohnt ist, dennoch bedauren, daß durch eben diesen Geist der tiefsinnigen Spekulation zugleich auch die Grundfesten der Weltweisheit im innersten erschüttert, und die Stüzen, worauf sie bisher so sicher ruhte, wankend gemacht wurden. Durch diesen Spekulations-Geist hat sich nemlich in unsern Tagen eine kritische Philosophie gebildet, die zwar anfangs mit schüchterner Bescheidenheit hervortrat, aber von ihrem Erfinder groß gezogen, und von mehrern scharfsinnigen Köpfen gepflegt ihr Haupt nun freyer emporhebt; eine kritische Philosophie, welche, wenn sie auch nicht im Stande seyn sollte, die mit einer vielleicht etwas zu stolzen Anmassung verkündigte Reformation der Philosophie zu bewirken, wenigstens schon izt eine allgemeine Gährung in der philosophischen Welt hervorgebracht hat, deren wohlthätige und nachtheilige Folgen sich für izt noch nicht vollständig berechnen lassen; eine kritische Philosophie endlich, die ganz darauf angelegt zu seyn scheint, die ersten Grundbegriffe der Weltweisheit umzustossen, und das auf denselben errichtete Gebäude niederzureissen, ohne daß es ihr nach dem Urtheil ihrer einsichtsvol-

lezten Gegner bis izt gelungen wäre, aus den Trümmern der zermalmten philosophischen Lehrsysteme ein festeres und zusammenhängenderes Gebäude aufzuführen.

Diese nur in einigen ihrer vorzüglichsten Phänomene geschilderte Gährung ist in den Gränzen der sittlichen und philosophischen Welt nicht stehen geblieben, sondern auch in die politische Welt mit stürmender Gewalt eingedrungen, und hat bereits in derselben die merkwürdigsten und sonderbarsten Erscheinungen hervorgebracht. So wie Aufklärung in der literarischen und moralischen Welt seit mehrern Jahren das Losungswort ist, so ist nun in der politischen Welt Bürger-Freiheit die allgemeine Losung geworden. Aber so wenig man sich noch in Ansehung des ersten Begrifs vereinigen konnte, so wenig sind die Nationen bis izt in Ansehung des leztern unter sich einig geworden, und so verschieden sind die Mittel und Wege gewesen, auf welchen die Völker ihre National-Freiheit zu erkämpfen oder wiederherzustellen gesucht haben. Um dieses köstliche Gut zu behaupten, und die Fesseln der drückenden Königs-Gewalt abzuschütteln, warf die versammelte französische Nation erst vor wenigen Monaten ihre ganze seit Jahrhunderten befestigte Staatsverfassung mit einemmal über den Haufen, und erschuf eine neue Constitution, deren Grundsäze den Grundsäzen der ältern ganz entgegengesezt sind; eine Constitution, die, so viel gesezgeberische Weisheit sie auch immer enthalten mag, doch das Signal zu den gewaltsamsten Handlungen und muthwilligsten Ausschweifungen des Volks geworden ist; endlich eine Constitution, die noch vor ihrer Vollendung bereits von vielen Seiten her lauten Widerspruch fand, die das Reich, das sich zwar äusserlich

vor dem gebietenden Ansehen der National-Versammlung beugt, dennoch in geheime Partheien theilt, deren durchgängiger Ausführung mithin noch immer die bedenklichsten Hindernisse und Schwierigkeiten im Wege stehen. Oder, läßt es sich wohl verkennen, daß durch die neue französische Constitution die Königliche Gewalt, welche bisher die Seele der französischen Staats-Verfassung gewesen war, fast gänzlich vernichtet wurde, daß man, statt ein billiges Gleichgewicht unter den Ständen festzustellen, vielmehr den Unterschied derselben bis auf den blossen Namen aufhob, und sowohl durch die ganz neue Versammlungs-Art auf dem gegenwärtigen Reichstag, als durch die bisher von der National-Versammlung gefaßte Beschlüsse dem Bürgerstand ein entscheidendes Uebergewicht über den Adel und die Geistlichkeit einräumte; daß man endlich, um die allgemeine Bürgerfreiheit wieder herzustellen, die höhere Stände und Gemeinheiten zu Aufopferungen von Rechten und Privilegien zwang, die nothwendig die heftigsten Erschütterungen im Staat veranlassen müssen, und die zum Theil wirklich den anarchischen Zustand, unter welchem dieses Reich noch immer schmachtet, nach sich gezogen haben? Sollte es endlich nicht erlaubt seyn, wenigstens zu zweiflen, ob die neue ganz auf demokratische Grundsäze gebaute Constitution sowohl mit dem grossen Umfang des Französischen Reichs, und seiner äussern politischen Verhältnisse, als auch der natürlichen Beschaffenheit des französischen National-Charakters sich so vertrage, daß man ihr eine bleibende und unerschütterliche Dauer versprechen könnte? — Eine eben so merkwürdige, und in ihren künftigen Folgen für Deutschland vielleicht noch wichtigere Revolution, als die Französi-

sche ist, stellt sich unseren Bliken in den östereichischen Niederlanden dar. So wie die Franzosen ihre Bürgerfreiheit nur durch einen plözlichen und gewaltsamen Umsturz ihrer alten Verfassung zu retten glaubten, so glaubten im Gegentheil die Brabanter nur durch die hartnäkigste Behauptung ihrer alten Constitution und durch den entschlossensten Widerstand gegen alle vermeintlichen Eingriffe ihres Oberhaupts in dieselbe die bürgerliche und politische Freiheit der Nation sicher zu stellen. Mit Erstaunen sahen wir daher, diß kühne Volk nach mancherlei Versuchen die Waffen gegen seinen rechtmäsigen Fürsten ergreifen, und seiner Uebermacht trozen; wir sahen mit Erstaunen, wie dieses Volk die billigsten Bedingungen und nachgiebigsten Anerbietungen von Seiten seines Fürsten trozig verwarf, und zulezt von aller Verbindung mit demselben sich losriß. Welch' ein seltsames Schauspiel! welch ein sonderbarer Schwindelgeist der Freiheit, der die Völker der Erde auf einmal scheint ergriffen zu haben. Aber auch welch ein reicher Stoff für den Zuschauer, der diesem Völker-Kampf für Freiheit mit Aufmerksamkeit zusieht! Lassen sie uns geliebteste Kommilitonen! izt, da wir im Begriff sind, das Geburts-Fest Unsers Durchlauchtigsten Herzogs und zugleich das Gedächtniß der Stiftung unserer Hohen Schule feierlich zu begehen, bei diesen Betrachtungen, welche uns die izige Weltlage darbietet, noch einige Augenblike verweilen. Aber lassen Sie uns auch an diese Betrachtungen die Empfindungen des Danks und der Freude anknüpfen, die in unserer Brust bei dem Gedanken emporsteigen müssen, daß wir noch immer unter dem milden Zepter eines weisen Regenten der ungestörtesten Ruhe und des süssesten Friedens geniessen, daß

die Seuche des Aufruhrs und Empörungs-Geistes, deren schleichendes Gift sich bis in benachbarte Gegenden verbreitete, an Wirtembergs Gränzen stille stand, und daß die geräuschlose Thätigkeit unserer Musen weder durch Bürger-Aufruhr noch durch Kriegs-Getümmel gehemmt ward. *) Gedankt sey es der wachenden Vorsicht des Himmels, gedankt der glücklichen Verfassung Wirtembergs und gedankt unserm Fürsten, Der schon nahe am Ziel einer glorreichen Jubel-Periode mit jugendlicher Thätigkeit und mit der gereiften Weisheit des Alters fortfährt, seine Unterthanen zu beglücken; Dessen sanfte und gerechte Regierung der Segen der lebenden Geschlechter ist, und einst die Bewunderung der kommenden seyn wird.

* * *

Es ist eine durch Erfahrung und Geschichte bestätigte Wahrheit, daß die Bildung eines Staates sich nicht ohne mannigfaltige Revolutionen, d. h. ohne successive Verände-

*) Nach neuern bekannten Nachrichten erstreckt sich die französische Revolution schon auf gelehrte und wissenschaftliche Anstalten. Man hat bereits darauf angetragen, die Akademie der Wissenschaften, diß alte und zu Frankreichs Ehre gereichende Institut völlig umzuschmelzen, und die Akademie zälte in den lezten Sizungen, die sie hielt, fast keinen Zuhörer mehr. Schon fängt also das aufgeklärte Paris an, wissenschaftliche Cultur öffentlich zu verachten, und bald wird man es vielleicht zum Grundsaz machen, daß ächte National-Glückseligkeit mit wissenschaftlicher Aufklärung nicht bestehen könne. Vormals lachte man in Frankreich über die Paradoxien des Bürgers von Genf. Jezt fängt man schon an, sie zu realisiren. Wie schnell sich doch die Zeiten ändern können!

rung ihrer ursprünglichen Verfassung gedenken läßt. Alle Staaten, wenigstens die der edlen Nationen des Erdbodens haben verschiedene Perioden durchloffen, in denen sich ihre Verfassung theils durch innere theils durch äussere Umstände und Triebfedern verändert hat. Die erste Einrichtung eines Staats ist immer mit gewissen Mängeln und Unvollkommenheiten verbunden, die zwar anfangs, so lange dieser Staat sich noch in der Kindheit befindet, kaum sichtbar sind, aber so, wie die Begriffe von Bürger-Vereinigung, National-Glückseligkeit und Freiheit sich erweitern und verfeinern, stärker ins Auge fallen, und ein lebhafteres Bedürfniß zur Verbesserung rege machen. Selbst solche Staaten, die bereits auf einer höhern Stufe der politischen Ausbildung stehen, die durch mühsame Anstrengungen, und nach einem langen Kampf widerstrebender Kräfte sich endlich zu einer festen Verfassung gebildet haben, sind doch niemals gegen künftige Revolutionen gesichert, indem es immer möglich bleibt, daß zufällige unvorgesehene Umstände eintreten, die entweder gewaltsame Erschütterungen oder gar einen neuen Umschwung des bisherigen Staatssystems veranlassen können. Ein Staat gleicht in diesem Stück einer künstlichen und zusammengesezten Maschine, deren Triebräder sich bei dem vollkommensten Mechanismus schon durch die Länge der Zeit und durch den Einfluß der äussern Luft allmählig abreiben. Und so wenig die Mechanik eine ganz vollkommene Maschine hervorzubringen im Stande ist, so wenig vermag auch die Staatskunst eine ganz vollkommene Staats-Verfassung, d. h. eine solche zu gründen, die vermittelst ihrer innern Einrichtung keiner weitern Veränderung

mehr unterworfen wäre; in welcher die Verhältniße der Stände und Bürger-Klassen unter sich und zum ganzen Staat für jeden möglichen Collisions-Fall auf das genaueste bestimmt, die gesezgebende und ausübende Gewalt durch unverrükbare Gränzen abgemessen und die richterliche Gewalt endlich an unabweichliche Regeln und Vorschriften gebunden wäre. *) So ausgemacht es demnach ist, daß jede Staats-Verfassung, so ferne sie immer mit gewissen Gebrechen verbunden ist, die eine Verbesserung zulassen, und so ferne sie auch bei den weisesten Gesezen doch den Samen der Korruption in ihrem Schoose trägt, auch neuen Revolutionen beständig unterworfen bleibt, so viel kommt es doch auf der andern Seite darauf an, ob durch dergleichen Revolutionen, die in der Constitution eines Volks vor sich gehen, der Zustand desselben wirklich verbessert, oder im Gegentheil verschlimmert, oder wenigstens blos neue Gebrechen an die Stelle der alten gesetzt werden. Daß dieses leztere bei der Menge von Staatsrevolutionen, welche die Völker-Geschichte darstellt, gar häufig geschah, ist eine eben so zuverläßige, als demüthigende Wahrheit, aber auch zugleich eine Wahrheit, welche die Völker der Erde belehren sollte, in dem Bestreben, die Mängel ihrer Constitution zu bessern, nicht mit allzuraschem Ungestümm zu Werk zu

*) Schon Tacitus macht in seinen treflichen Annalen im 4. B. C. 33. folgende Bemerkung. „Alle Staaten sind entweder demokratisch, oder aristokratisch, oder monarchisch. Eine aus diesen Verfassungen gemischte und zusammengesetzte Regierungsform läßt sich leichter nach einem schönen Ideal entwerfen, als realisiren, oder, wenn sie auch zur Wirklichkeit kommt, so kann sie doch nicht von langer Dauer seyn.“

gehen, um durch Hinwegräumung kleinerer Uebel nicht in größere zu gerathen, oder, um nicht sichere Vortheile der Aussicht auf künftige noch ungewisse Vortheile aufzuopfern.

Wenn es demnach eben sowohl schädliche als heilsame Staatsrevolutionen gibt, so fragt es sich, ob die Schädlichkeit und Heilsamkeit solcher Revolutionen sich an gewissen Merkmalen erkennen läßt, und welches diese Merkmale seyen. Zuerst, dünkt es mich, darf die Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer Staatsrevolution nicht nach dem glücklichen oder unglücklichen Ausgang, den sie nimmt, beurtheilt werden, so gewöhnlich es auch ist, diesen Maßstab anzunehmen. Denn wie oft haben nicht schon nach dem Zeugniß der Geschichte die gemeinschädlichsten Unterdrückungs-Plane herrschsüchtiger Tyrannen einen glücklichen Ausgang genommen, da im Gegentheil die Bemühungen und Unternehmungen der edelsten Patrioten für Völkerfreiheit und Wiederherstellung gekränkter Bürger-Rechte in der Ausführung scheiterten! Ward wohl die Ursurpation des Pisistratus zu Athen dadurch gerechtfertigt, daß ein glücklicher Erfolg sie krönte, und daß er selbst seine Usurpation durch milde Regierungs-Grundsätze zu vergüten bemüht war? Oder war wohl Dion weniger groß, weil er seinen ersten Versuch, die Sicilianer vom Joch einer eisernen Knechtschaft zu befreyen, mit einer schimpflichen Verbannung bezahlen mußte? oder verliert wohl der große Entschluß eines Brutus und Caßius, die republikanische Freiheit des alten Roms zu erthalten, dadurch seinen Werth und seine Größe, daß ihrem Unternehmen kein glücklicher Erfolg entsprach, und daß beide zuletzt der Uebermacht des

siegreichen August unterliegen mußten? Auch die Langsamkeit oder Geschwindigkeit, womit eine Staatsrevolution ausgeführt wird, beweißt an und für sich selbst nichts für die innere Güte oder Schädlichkeit derselben, und eben so wenig kann aus der Leichtigkeit, womit eine Revolution ausgeführt wird, oder aus dem Widerstand, den sie findet, und aus den Schwierigkeiten, die ihrer Ausführung entgegenstehen, auf ihren wohlthätigen oder schädlichen Einfluß, auf den Zustand einer Nation mit Sicherheit geschloßen werden. Alles diß sind zufällige Merkmale, welche von den jedesmaligen Zeit-Umständen abhängen, unter denen sich eine Staatsrevolution ereignet. Ueberhaupt ist die Vorstellung, als ob Staatsrevolutionen ohne heftige und gewaltsame Erschütterungen nicht erfolgen könnten, so gewöhnlich sie seyn mag, nichts destoweniger höchst einseitig. Wenn man die Geschichte zu Rathe zieht, so wird man vielmehr bekennen müssen, daß gerade die größten und wichtigsten Revolutionen, welche der Staatsverfaßung eines Volks eine feste und daurende Form eingedrückt haben, nur langsam und unvermerkt, und ohne Geräusch, aber mit desto größerem Nachdruck und mit einer desto anhaltendern Bedachtsamkeit ausgeführt wurden, und daß im Gegentheil die gewagtesten und geräuschvollesten Revolutionen selten von einer langen Dauer waren. Wer erinnert sich hier nicht aus der deutschen Reichsgeschichte der allmählichen Entstehung und Bildung der deutschen Landeshoheit und Reichsstandschaft aus den Trümmern des alten Feudal-Systems, und der nachherigen Bildung der Landesstände in verschiedenen Provinzen unsers deutschen Vaterlandes? Auf gleiche Weise

stellt uns auch die alte und neuere Geschichte genug Beyspiele von Revolutionen vor Augen, von denen einige gleichsam in einem Augenblick und ohne Widerstand, andere hingegen nur nach langem und hartem Kampf und nach vielem Blutvergießen ausgeführt wurden. Durch welche blutige Kämpfe mußte nicht England seine bürgerliche und politische Freiheit erstreiten, welche Scenen der Empörung und des Aufruhrs mußten nicht vorangehen, bis dieses Reich aus dem anarchischen Zustand, in welchem es so lange schmachtete, sich endlich zu der musterhaften Constitution erhob, die mit Recht auch von fremden Völkern bewundert wird? Welch ein langwieriger blutiger Krieg mußte nicht geführt werden, bis den Protestanten in Deutschland durch den Westphälischen Frieden mit den Anhängern der alten Religion gleiche Rechte eingeräumt und gesichert wurden? Wie vergeblich kämpften dagegen die Protestanten in Frankreich im 16ten Jahrhundert für ihre Gewißensfreiheit und für die Anerkennung ihrer bürgerlichen Rechte, in die sie nun nach einem Zwischen-Raum von fast zwei Jahrhunderten durch den freiwilligen Entschluß der Nation, den die gereinigte Denkart unsers Zeitalters erzeugte, wieder eingesetzt wurden! Endlich wie vieles Blut kostete es nicht einst die Niederländer, bis sie sich vom Joch des Spanischen Despotismus losrissen, und zu dem Rang einer freien und unabhängigen Nation erhoben, da im Gegentheil in unsern Tagen ihre Nachbarn, wiewohl freilich unter veränderten Umständen, sich mit einer fast unbegreiflichen Schnelligkeit von ihrer Verbindung mit dem österreichischen Hause getrennt haben? In der That ist es ein bemerkenswerther Umstand, daß diese

beide Revolutionen zweier benachbarter Völker durch die mächtigste und wirksamste aller Triebfedern, durch Religion oder durch den Kampf für Gewissensfreiheit und Glaubens-Ueberzeugung in Bewegung gesetzt wurden. Und es entspringt aus dieser Bemerkuug für Völker-Beherrscher die äußerst wichtige Lehre, daß religiöse Aufklärung niemals durch Befehle und Zwangs-Mittel dürfe aufgedrungen werden, sondern daß es vielmehr nothwendig sei, herrschende Religions-Meinungen, sollten sie auch noch so irrig seyn, mit der äußersten Vorsicht zu schonen. Ob nun aber gleich die meisten auf Völker-Glück und Aufklärung abzweckenden Revolutionen nur durch lange und blutige Kämpfe durchgesetzt werden konnten, so hat es doch auch heilsame Staatsrevolutionen gegeben, die ohne Gewaltthaten, ohne die verheerenden Folgen des Parthei-Geistes, sondern vielmehr mit dem Beifall und der thätigen Theilnehmung einer ganzen Nation gleichsam in einem Augenblik ausgeführt wurden, und dennoch von bleibender Dauer waren.

Ein merkwürdiges Beispiel liefert uns die ältere Geschichte in derjenigen Hauptrevolution, durch welche die Königliche Herrschaft im alten Römer-Staat auf ewig abgeschafft, und Rom in einen Freistaat verwandelt ward. Diese Revolution, wenn sie näher betrachtet wird, gibt zu manchen lehrreichen Bemerkungen Anlaß. Einmal ist es merkwürdig, daß sie, so lange sie auch im Stillen vorbereitet seyn mochte, doch nur durch eine äußere zufällige Veranlassung zu einem zwar späten aber desto unaufhaltsamern Ausbruch kam. Lange war Tarquin durch seine despotische Herrschaft, und durch die unmenschlichen Grausamkeiten, die er verüb-

te, der Gegenstand des allgemeinen Hasses gewesen; gleichwohl wagte es niemand, den gefürchteten Tyrannen anzugreifen: erst die schändliche Gewaltthat des königlichen Prinzen Sextus und die dadurch geöffnete Aussicht auf eine immerwährende Knechtschaft entflammte die zurückgehaltene Wuth des Volkes zu dem Grad, der den Sturz der ganzen regierenden Familie nach sich zog. So wahr ist es, daß öfters zufällige und einzelne Begebenheiten den Stoß zu den wichtigsten Revolutionen geben, und daß Fürsten selbst durch den ausgedehntesten und willkührlichsten Gebrauch der öffentlichen Gewalt den Haß der Völker nicht so sehr reizen, als durch muthwillige und gefährliche Eingriffe in die Privat-Rechte eines einzelnen Bürgers! Es ist ferner bemerkenswerth, daß jene Revolution, durch welche das königliche Regiment in Rom aufgehoben wurde, durch den vereinigten Willen des Senats, der Ritterschaft und des Volks zu Stande kam; so selten es sonst zu geschehen pflegt, daß in solchen Fällen eine Nation von einem gemeinschaftlichen Geiste beseelt wird, und so gewöhnlich es vielmehr ist, daß bei solchen Unternehmungen Partheien entstehen, deren Absichten einander durchkreuzen. Aber freilich gibt uns die Geschichte jener römischen Revolution über dieses so seltene Phänomen einen sehr befriedigenden Aufschluß. Tarquin hatte auf eine höchstunpolitische Weise alle Stände des Volks gegen sich empört; er hatte sich durch den höchsten Frevel, durch die Ermordung seines eigenen Schwiegervaters den Weg zum Thron gebahnt, und denselben ohne Einwilligung des Volks und Senats bestiegen; so wie er nun durch Ruchlosigkeit und Gewalt sich der Herrschafft bemächtiget hatte, so suchte er

dieselbe durch Furcht zu behaupten, indem er den Senat von allem Antheil an den Regierungs-Geschäften ausschloß, alle Verbrechen und Streitigkeiten vor seinen Richterstul zog, die vornehmsten Senatoren und reichsten Bürger theils verbannte, theils hinrichtete, und dem gemeinen Volk sowohl durch die beständigen Kriegsdienste, als durch die öffentlichen Arbeiten, zu denen es gezwungen wurde, die unerträglichsten Lasten auflegte. Zu diesen Ursachen eines allgemeinen und gerechten Hasses kam noch eine Gemahlin, welche die vornehmste Triebfeder zu der blutigen Thronbesteigung Tarquins gewesen war, *) und ein Sohn hinzu, der sowohl durch die boshafte Verrätherei und niederträchtige List, womit er die Gabier der römischen Herrschaft unterwarf, als durch die gewaltsame Schändung der tugendhaften Lukretia sich zum Abscheu des ganzen Volkes gemacht hatte. —

Laßen Sie uns nun, Geehrteste Kommilitonen! diese Revolution, die eine Haupt-Epoche in der römischen Geschichte ausmacht, auch noch von einer andern Seite betrachten. Wenn gleich diese Betrachtungen sich vielleicht demjenigen, der jene Revolution des alten Römerstaats nach ihrem Gang und in ihren Folgen untersucht, sich von selbst darbieten mögen, so werden sie doch hier nicht ganz am unrechten Orte stehen. Man hat nemlich bemerkt, daß die Liebe eines Volks für seine Constitution oder seine Abneigung gegen dieselbe gar oft von den guten oder schlimmen Eigen-

---

*) Livius setzt zu der Schilderung des herrschsüchtigen Geistes der Tullia die sehr auffallende Bemerkung hinzu: „sed initium turbandi omnia a *femina* ortum est.“ Man sehe das 46ste K. des 1. Buchs.

schaften des Regenten, und der daher entspringenden Zuneigung oder Abneigung gegen seine Person abhängt, daß so, wie die allgemeine Liebe des Oberhaupts in einem Staats-Körper sich insgemein mit einer desto festern Anhänglichkeit an die eingeführte Constitution verbindet, eben so auch der Haß des Volks gegen die Person des Regenten manchmal in Unzufriedenheit und Widerwillen gegen die Staats-Verfassung selbst überzugehen pflege.

Diese Bemerkung wird auf eine sehr auffallende Weise durch die Revolution bestätigt, von welcher wir gegenwärtig reden. Als in Rom die große Staats-Veränderung vorgieng, durch welche die königliche Herrschafft aufgehoben wurde, war die letztere, durch eine fast dritthalbhundertjährige Dauer befestigt. Zwischen dem König, dem Senat und dem Volk hatte diesen langen Zeitraum hindurch die vollkommenste Eintracht geherrscht, und obschon außer dem Könige auch der Senat und das Volk in die Regierung und Verwaltung des Staats einen beträchtlichen Einfluß hatten, so überschritt doch kein Theil die Grenzen seiner Gewalt, sondern hielt sich vielmehr beständig in den Schranken einer weisen Mäßigung. Die Vortheile nun, welche die Bürger Roms in dieser gemäßigten Constitution fanden, mußten ihnen natürlicher Weise die Constitution selbst höchstschätzbar machen, und diese Achtung für die Constitution war auch wirklich so tief gewurzelt, daß bis auf die Regierung Tarquins des stolzen auch nicht ein Versuch gewagt wurde, sie zu ändern, oder gar umzustoßen. Aber wie schnell verwandelte sich die Liebe zu der bisherigen Constitution in Ueberdruß, sobald man einmal der Regierung des Tarquini-

schen Hauses überdrüssig geworden war! Die Erbitterung gegen Tarquin verbreitete sich nun auf einmal auf die Constitution selbst, und kein Mensch dachte daran, von einem Mittel Gebrauch zu machen, welches die Verfassung selbst darzubieten schien, nemlich an die Stelle des abgesetzten Königs einen neuen zu wählen, und durch größere Beschränkung, oder wenigstens durch genauere Bestimmung der Königs-Gewalt den Staat so viel möglich gegen künftige Unterdrückung zu sichern. Ohne sich lange zu berathschlagen, was die politische und bürgerliche Freiheit bei einer neuen Constitution etwa gewinnen oder verlieren könnte, beschloß das aufgebrachte Volk mit der Absetzung Tarquins zugleich auch die gänzliche Aufhebung des königlichen Regiments, und, um diesen Entschluß niemals widerrufen zu können, bekräftigte es denselben durch einen feierlichen Eid, den es in die Hände des Brutus, seines Befreyers ablegte.

Wenn man freilich die nahen und entfernten Folgen dieser Revolution nach dem Gang der Geschichte unpartheiisch erwägt, so hatte das römische Volk allerdings keine Ursache, den raschen Entschluß, womit es das königliche Regiment aufgehoben hatte, sich reuen zu lassen; allein man würde dennoch diese Revolution aus einem allzueinseitigen Gesichtspunkt beurtheilen, wenn man die Nachtheile ganz übersehen wollte, die aus der veränderten Constitution des alten Römerstaates entsprangen. Zwar war es fühlbarer Gewinn der neuen Constitution, daß die Römer sich nunmehr gegen die Unterdrückung eines Einzigen, dem die höchste Gewalt lebenslänglich anvertraut war, gesichert sahen; es war

offenbarer Gewinn, daß die höchste Macht im Staat nun unter zween Consuln vertheilt wurde, die zu kurz regierten, um gefährliche Unterdrückungs-Plane zu entwerfen oder auszuführen, und die nach der Niederlegung ihres Regenten-Amtes, das sie nur ein Jahr lang verwalten durften, wieder in den Privatstand zurücktraten, und über ihre öffentliche Handlungen während ihres Amts zur Verantwortung konnten gezogen werden; allein auf der andern Seite war es eben so unleugbarer Nachtheil, daß die vollziehende Gewalt, welche die Stüze der gesetzgebenden in einem Staate seyn muß, sich nun nicht mehr in einem Mittelpunckt vereinigte, daß durch die öftere Abwechslung der Häupter des Staats in die öffentlichen Geschäfte Aufschub und Verwirrung gebracht wurde, und daß endlich das Gewicht der aristokratischen Gewalt desto schwerer auf das Volk drückte, nachdem das Gegengewicht des königlichen Ansehens verschwunden war.

Daß dieses der wirckliche Zustand des römischen Volks nach Aufhebung des Königlichen Regiments gewesen, bestätigt die Geschichte durch unleugbare Thatsachen. Lange Zeit übten die Consuln eben diejenige willkührliche Gewalt aus, welche zuvor die Könige ausgeübt hatten, und da sie nur aus dem Senat und den Patriziern oder dem hohen Adel des alten Roms gewählt wurden, so hatten sie gemeiniglich ein Interesse, das dem Interesse des Volks entgegengesetzt war; auch die Verbindlichkeit, von der Führung ihres Amtes Recheuschaft abzulegen, konnte sie von Bedrückungen des Volks nicht zurückhalten, da sie wußten, daß sie nur von Patriziern könnten gerichtet werden, in

deren Händen die richterliche Gewalt allein ruhete. Diese Lage der Umstände erzeugte sogleich eine bedenkliche Eifersucht zwischen dem Volk und Senat; das Volk brach in häufige Klagen aus, der Staat theilte sich nun zum erstenmal in zwei große Partheien, die zu den Zeiten der Könige unbekannt gewesen waren, in die Parthei der Patrizier und Plebejer, und die römische Staats-Geschichte stellt uns von dieser Zeit an nichts als einen Schau-Platz ewiger Zänkereien dar. So ward mithin durch die aristokratische Verfaßung Roms, die sich aus der monarchischen bildete, die Freiheit des Bürgers gar nicht begünstiget; denn da weder die Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt, noch die Rechte des Bürgers durch gesetzliche Sanktion bestimmt waren, so hiengen die Bürger in allen Stücken bloß von den willkührlichen Aussprüchen der Consuln ab, und es mußte noch ein halbes Jahrhundert unter mancherlei Kämpfen verfliessen, bis durch Einsetzung der Volks-Tribunen, und durch Einführung eines geschriebenen Gesetzbuchs die willkührliche Macht des Senats beschränkt und ächte Bürger-Freiheit gegründet ward. Aber dieser über Aristokraten-Gewalt erfochtene Sieg erzeugte bald die Lust zu neuen Siegen. Sobald das Volk seine bürgerliche Freiheit vollkommen gesichert sah, verlangte es von den Aristokraten größere Opfer, und arbeitete mit anhaltendem Eifer, seine Freiheit zu erweitern. Nun begehrte es durch seine Tribunen gleichen Antheil an der Verwaltung des Staats, und gleichen Zutritt zu den öffentlichen Aemtern, deren Besitz bisher ein ausschließliches Vorrecht des Adels gewesen war. Die Patrizier setzten sich diesem Verlangen mit der

äußersten Anstrengung entgegen, es erfolgte über die Wahlfähigkeit der Plebejer von Neuem ein langwieriger Kampf zwischen den beiden Partheien des Staats, in welchem der Sieg am Ende sich doch für das Volk entschied. Im Jahr der Stadt 381. wurde zum erstenmal die höchste Würde des Staats, das Consulat mit einem Plebejer getheilt, und eben dadurch die römische Aristokratie in eine Demokratie verwandelt *). Diß war unstreitig der höchste Triumph der bürgerlichen Freiheit; denn das, was zuvor nur ein Vor-

---

*) Wer die Veränderungen, die sich in der römischen Staatsverfassung ereigneten, so wie die Geschichte sie nach der Zeitfolge angibt, genauer erforscht hat, der wird mir gerne zugeben, daß mit dem Antheil, den die Plebejer an den Staats-Aemtern erhielten, erst die wahre Epoche der Demokratie anhebt. An der gesetzgebenden Gewalt hatte das Volk schon seit den Zeiten der Könige auf den Comitien oder allgemeinen Volks-Versammlungen Antheil gehabt. Seit der Einführung der Tribunen aber hatte es seinen Einfluß in die Gesetzgebung dadurch beträchtlich erweitert, daß es die Patrizier den Schlüssen der Tribut-Komitien (Plebisciten) unterwarf, und sie zwang, ihre Gültigkeit anzuerkennen. Nicht weniger zog das Volk auch die richterliche Gewalt an sich, und maßte sich an, Patrizier, die wegen Staats-Verbrechen angeklagt wurden, vor seinen Richterstuhl zu fordern. So wurde nicht lange nach Vertreibung der Könige Koriolan vor ein Volks-Gericht gefordert, und von demselben verurtheilt. Nur die vollziehende Gewalt war allein in den Händen des Senats und der Patrizier, mit welchen alle öffentliche Aemter besetzt wurden. Sobald also das gemeine Volk auch den Zutritt zu diesen Aemtern erhielt, so bekam es eben dadurch auch einen Theil der exekutiven Gewalt. Mit diesem Zeitpunkt beginnt also die eigentliche Gründung der Demokratie.

recht eines einzelnen Standes gewesen war, wurde nun ein Recht aller Bürger; das Vorurtheil des Standes und der Geburt verschwand, und nur dem Verdienste und dem Talente war der Weg zu den Ehrenstellen des Staates gebahnt. Diese glänzende Aussicht, die nun auch dem bürgerlichen Verdienste geöfnet ward, entzündete nunmehr einen edlen Ehrgeiz und rühmlichen Wetteifer in den Herzen aller Staatsbürger, der jene Reihe von großen Männern hervorbrachte, welche den Staat im Krieg und im Frieden verherrlichten, und ihn zu derjenigen Stufe des Glanzes erhoben, der er nun mit schnellen Schritten entgegengieng. — —

Die Grenzen dieser akademischen Schrift erlauben mir nicht, die folgenden Hauptrevolutionen des alten Roms auch nur nach ihren Grundzügen darzustellen, und zu zeigen, wie die demokratische Verfassung in der Folge noch mancherlei Formen und Modifikationen erlitt, wie sie durch innere Verderbniß in Oligarchie übergieng, dann in einen Zustand von Anarchie ausartete, der sich zuletzt in den schrecklichsten Despotismus verlohr.

Ich kehre daher, um mich nicht zu weit aus meinem Wege zu verlieren, wieder zu derjenigen Revolution zurück, deren Folgen ich bisher geschildert habe, um Sie, Theureste Kommilitonen! noch auf die Art ihrer Ausführung aufmerksam zu machen. Wenn man bedenkt, mit welcher blinden Wuth der Pöbel bei allgemeinen Aufständen zu verfahren pflegt, welche wilde Ausschweifungen und unerhörte Grausamkeiten unter solchen Umständen begangen werden, und wie die Rachsucht eines empörten Volks insgemein nur durch blutige Opfer befriedigt wird, so müssen wir

fürwahr! den Geist der Humanität bewundern, womit jene alte Revolution ausgeführt wurde. Legte etwa das ergrimmte und erbitterte Volk gewaltsame Hände an seinen verhaßten König, und an seine noch verhaßtere Gemalin, oder opferte es vielleicht den Sohn des Königs, Sextus, der durch den muthwilligsten Frevel den verhaltenen Grimm des Volks zum Ausbruch gebracht hatte, einer gerechten Rache auf? Nein, es begnügte sich, dem aus dem Lager von Ardea nach Rom zurückeilenden König die Thore zu verschließen, die Flucht der Königin aus dem Pallaste mit Verwünschungen zu begleiten, *) und die Kinder des Königs aus dem Lager, welches Brutus in Besitz nahm, zu vertreiben. Statt seine Hände mit dem Blute der regierenden Familie und ihrer Anhänger zu beflecken, begnügte es sich, derselben eine ewige Verbannung anzukündigen, ob es gleich dasjenige leicht vorhersehen konnte, was auch der Erfolg wirklich bestätigte, daß die Tarquinier auch nach ihrer Verbannung jedes Mittel anwenden würden, sich wieder in den Besitz der römischen Herrschaft zu setzen. Selbst den verabscheuten Sextus ließ man ruhig nach Gabii reisen, wo er nicht durch Römer-Hände, sondern durch die Hände der Gabier selbst, den verdienten Tod fand. So, Geehrteste Kommilitonen! handelte ein Volk, das in den Zeiten, in welchen jene Revolution sich zutrug, noch

*) Man sehe über diese Umstände die Erzählung des Livius in den beiden letzten Kapiteln des ersten Buchs seiner Geschichte. Von der Königin sagt dieser Geschichtschreiber „Inter hunc tumultum Tullia domo profugit: exsecrantibus, quacunque incedebat, invocantibusque parentum furias, viris mulieribusque.“

auf der untersten Stufe der Cultur stund; gleich als ob es gefühlt hätte, wie stark im Besitz der höchsten Macht die Versuchung zum Mißbrauch derselben, und wie schwer es sey, dieser Versuchung zu widerstehen, handelte es in der That mit einer für ein solches Volk beinahe unbegreiflichen Mäßigung. Statt gesetzloser Ausschweifungen erblicken wir in der Ausführung dieser Revolution Plan, Ordnung und Eintracht; und statt besudelter Hände, die noch vom Blute der Volksunterdrücker rauchen, sehen wir ein ganzes versammeltes Volk, das voll heissen Dankgefühls für die errungene Freiheit die gefalteten Hände zu den Göttern emporhebt, um die Bewahrung des herrlichsten aller Güter mit dem heiligsten Schwur zu besiegeln *). Welch' eine rührende, aber auch welch' eine beschämende Scene für feinere Nationen, die den edlen Kampf für Bürger-Freiheit oft durch schändliche Gewaltthaten, oder durch barbarische Ausbrüche einer tobenden Rachsucht entweihen!! — —

Man wird es mir, wie ich hoffe, vergeben, daß ich mich bei einer Revolution länger verweilt habe, die in der römischen Geschichte eine wichtige Epoche macht, und deren genauere Beleuchtung selbst zu lehrreichen Vergleichungen neuerer Vorfälle Stoff gibt. Allein ich sehe, daß es Zeit ist, den abgerissenen Faden meiner Haupt-Untersuchung wieder anzuknüpfen, um die wesentlichen Merkmale, woran sich die Heilsamkeit oder Schädlichkeit einer innern Staats-Revolution erkennen läßt, wenigstens im allgemeinen zu bestimmen. So ein schweres und gewagtes Unternehmen es

---

*) Man sehe die Erzählung des Livius im Anfang des 2ten Buchs.

übrigens seyn würde, über einzelne wirkliche Revolutionen, ehe sie zu ihrer völligen Reife gekommen sind, ein entscheidendes Urtheil zu fällen, so müssen sich doch allgemeine Merkmale entdecken lassen, wornach jede Revolution in Rücksicht auf den daraus entspringenden Gewinn oder Nachtheil beurtheilt werden kann. Bei dieser Beurtheilung nun kommt es, wie mich dünkt, zuförderst auf den Zweck einer auszuführenden Revolution, dann aber auch auf die Macht, durch welche, auf den Zeitpunckt in welchem, und zuletzt auf die Art und Weise an, wie sie ausgeführt wird.

Man wird demnach eine jede Revolution gut und heilsam nennen können, deren Zweck offenbar dahin geht, wirkliche und bedeutende Staats-Gebrechen zu heilen, das allgemeine Beste zu befördern, und ächte Bürger-Freiheit entweder zu gründen, oder wiederherzustellen. Aber da alle Revolutionen unter dem Vorwand des gemeinen Besten und in der vorgegebenen Absicht, Bürger-Freiheit zu befestigen unternommen werden; da alle Versuche, einen Staat in neue Formen zu gießen, mit dem glänzenden Firniß des Patriotismus und der Vaterlands-Liebe prangen, woran soll man erkennen, ob eine Revolution wirklich auf das gemeine Beste des Staats gerichtet sei, oder nicht? Hier kommt es nun darauf an, ob sie bloß das Werk des Parthei-Geistes, oder des vereinigten Willens einer ganzen Nation ist. Die vereinigte Stimme einer ganzen versammelten Nation entscheidet immer sowohl für die Güte als Nothwendigkeit, und eben dadurch für die Rechtmäßigkeit einer Revolution, und wenn gleich auch ihre Berathschlagungen von dem Einfluß menschlicher Leidenschaften nicht ganz frei seyn können, so läßt

sich's doch nicht denken, daß die Absichten einer ganzen Nation bei vorzunehmenden Staats-Veränderungen auf etwas anders als auf das gemeine Beste gerichtet seyn könnten, oder daß eine ganze Nation sich in demjenigen, was das allgemeine Beste betrifft, gänzlich sollte irren können. Sollte diese Betrachtung die gegenwärtigen Bemühungen der französischen und polnischen Nation zur Verbesserung ihrer Constitution uns nicht in einem erhabnen Lichte darstellen, und sollte sie nicht den unpartheiischen Beobachter bei freimüthiger Beurtheilung der Schritte, welche besonders die erstere Nation bisher gethan hat, Bescheidenheit lehren?

Schädlich sind mithin aus dem entgegengesetzten Grunde alle diejenige Revolutionen, welche nur durch den Geist der Partheisucht ausgebrütet, und durch die Uebermacht einer Parthei ins Werk gesetzt werden. Der Parthei-Geist ist allezeit eigennützig, gewaltthätig und blind gegen das gemeine Beste; er ist immer bereit, dasselbe dem besondern Vortheil derjenigen Parthei aufzuopfern, für welche er kämpft, und die Erhebung derselben auf die tiefste Erniedrigung oder den gänzlichen Sturz der andern zu gründen. Revolutionen also, die aus dieser Quelle fließen, erzeugen nichts als die gefährlichsten und unversöhnlichsten Erbitterungen, sie verewigen gleichsam die Kämpfe der Partheien, indem die unterdrückte Parthei, sobald sie ihr Haupt wieder aufrichten kann, nur nach blutiger Rache schnaubt, und sind mithin die Vorboten der traurigsten Zerrüttungen und Verwüstungen eines Staats. Aus dieser unreinen Quelle eines unseligen Parthei-Geistes floßen einst alle jene Revolutionen, welche uns die spätere Geschichte des freien Roms vor Augen stellt, und

welche in jenen gepriesenen Zeiten der politischen Freiheit diesen mächtigen Staat bis an den Rand des Abgrunds hingeführt haben. Die unglücklichen Versuche der Gracchen zum Besten der Volks-Parthei, die Erhebung der letzteren durch Marius, ihre Demüthigung durch Sulla, die blutigen Streitigkeiten eines Katulus und Lepidus, der gefährliche Bundsgenossen- und Sklaven-Krieg in Italien, der rasende Verschwörungs-Plan eines Catilina, endlich die verheerende Bürger-Kriege in den Zeiten der letzten Triumvirate, die den Staat in den Schlund des grimmigsten Despotismus unvermeidlich hinabstürzten, — alle diese Revolutionen, was waren sie anders, als Ausflüsse eines unseligen Parthei-Geistes, von welchem sich die Großen und das Volk wie von einem betäubenden Wahnsinn ergriffen sahen? Man erwarte nicht von mir, daß ich alle traurigen Folgen jener verderblichen Bürger-Wuth, alle Greuel-Scenen, die aus jenem unglücklichen Zwiespalt der Nation entsprangen, noch einmal schildere: sie sind mit unauslöschlichen Zügen in die Geschichte gegraben; aber wer noch an der Schädlichkeit solcher Revolutionen zweifelt, die vom Parthei-Geist erzeugt worden, oder, wer sich überzeugen will, wie tief eine ganze Nation durch Mangel an ächter Vaterlands-Liebe und an edlem Gemein-Geist sinken könne, der lese die allgemeinen Schilderungen jener Zeiten, welche die einsichtsvollesten Geschichtschreiber des römischen Volks selbst entworfen haben *).

*) Ich berufe mich hier auf die treffende Schilderungen des Sallust in seinen beiden Vorreden zum catilinarischen und jugurthinischen Krieg, und auf die merkwürdige Stelle im

Zu richtiger Schätzung einer Staatsrevolution in Absicht auf den von ihr zu erwartenden Gewinn oder Nachtheil gehöret ferner auch die Art und Weise, wie sie eingeleitet und ausgeführt wird. Die Einsichten einer Nation in die Gebrechen ihrer Staatsverfassung mögen noch so richtig, ihr Entschluß, denselben abzuhelfen, noch so fest, und selbst die Mittel, die man gebraucht, mögen in der Theorie noch so weise seyn; der Erfolg kann dennoch fehlschlagen, sobald man sich in diesem wichtigen Geschäfte übereilt, und dabei vergißt, daß es viel leichter ist, umzustoßen, als wieder aufzubauen. Um Staats-Reformen ist es immer eine mißliche Sache, und wenn sie vollends bei großen und an eine gewisse Verfaßung gewöhnten Staaten angewendet werden, so erfordern sie desto mehr schonende Vorsicht und Behutsamkeit, weil sonst die Cur gar leicht gefährlicher werden kann, als es die Krankheit selbst war. In solchen Staaten scheint es daher immer sicherer zu seyn, die Fehler der alten Constitution, so weit es ohne gänzliche Umschmelzung derselben möglich ist, zu bessern, als die Constitution selbst über den Haufen zu werfen, um die eingerissenen Mißbräuche und Gebrechen aus der Wurzel zu heben. Wenn dieser Grund-

---

I. K. vom 41 — 43 Kap. Ferner auf das, was Tacitus im Eingang seiner Annalen und im 3ten Buch derselben vom 26 — 29 Kap. gesagt hat, und auf das Zeugniß des Livius in der Vorrede zu seiner Geschichte. Man verbinde mit diesen Zeugnissen noch die Schilderungen des Horaz in einigen seiner Oden, des Virgil und Lukan, wenn man sich von dem Gräßlichen eines Bürger-Krieges eine anschauliche Vorstellung machen, und die unglückliche Lage des römischen Staats in den Zeiten, von denen die Rede ist, ganz empfinden will.

saß richtig ist, so handelte die so sehr verkannte polnische Nation bei dem gegenwärtigen Geschäfte ihrer Staatsverbesserung in der That nach einem weit überdachtern Plan als die französische. Sie hob nemlich nach dem bekanntgewordenen Innhalt ihrer neuen Constitution einige der wichtigsten Gebrechen, welche bisher sowohl das auswärtige Ansehen als den innern Wohlstand des Staates gehindert hatten, ohne jedoch die Grund-Verfassung desselben aufzuheben, oder in wesentlichen Punkten umzuschaffen.

Wie kühn und rasch verfuhr dagegen die französische Nation, oder vielmehr der gewählte Ausschuß derselben, die National-Versammlung, in dem großen Geschäfte der neuen Staats-Verbesserung? Wem sind aber auch die betrübten Folgen unbekannt, welche diß allzurasche Verfahren bis jetzt gehabt hat, und welchen menschenfreundlichen Weltbürger sollten nicht die trüben Aussichten schröcken, die sich nach den neuesten Vorfällen in diesem Reich zu eröffnen scheinen, und die weit eher einen traurigen Rückgang als eine glückliche Vollendung des angefangenen großen Werks vermuthen lassen. Oder kann man wohl bei der Gesetzlosigkeit, die noch immer unter der niedern Volks-Klasse dieses Reiches herrscht, und gerade bei dieser für die Ruhe des Staats am allergefährlichsten ist, bei dem Unvermögen der National-Versammlung selbst, für ihre Dekrete eine durchgängige Aufnahme zu bewirken, und den Ausschweifungen des Volks Schranken zu setzen, bei den geheimen Verschwörungen, die noch immer ausgebrütet werden, bei der wilden Erbitterung der Gemüther unter den verschiedenen Partheien, und bei den schaamlosen Ausbrüchen des Partheis-Geistes in Ver-

spottung der königlichen und Aristokraten-Gewalt beßere Hoffnungen schöpfen? Man verletzt gewiß die Achtung nicht, die einer so geistreichen und aufgeklärten Nation, als die französische ist, gebühret, wenn man gleichwohl behauptet, daß alle die traurigen und fast unbegreiflichen Auftritte, welche seit der Revolution in diesem Königreich vorgegangen sind, und alle die künftigen Uebel, womit es noch immer bedroht wird, lauter Folgen jener unglücklichen Artikel der neuen Constitution sind, wodurch die Grenzen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt gänzlich verrückt, und die Macht des Königs zum leeren Schattenbild erniedriget wurde. Ja, es ist vielmehr Pflicht, diß in einem Zeitalter recht laut und frei zu bekennen, in welchem es schon Mode zu werden beginnet, Fürsten-Macht zu verhöhnen, und das täuschende Idol der Volks-Gewalt den Nationen des Erdbodens zur Anbetung aufzustellen. — — Möchten doch die Völker der Erde durch falsche und mißverstandene Begriffe von Freiheit sich nicht länger selbst hintergehen; möchten sie doch einmal aufhören, den Genuß der wahren bürgerlichen Freiheit mit dem vorgespiegelten Blendwerk einer größern politischen Freiheit zu vertauschen; möchten sie einsehen, daß das edle Gewächs der bürgerlichen Freiheit, die vornemlich in persöhnlicher Sicherheit, und in der Sicherheit des Eigenthums und der Ehre besteht, nirgends besser gedeihen könne, als in einer durch weise Gesetze gemäßigten Monarchie; daß die freien Handlungen der Menschen in monarchischen Verfassungen weit weniger an willkührliche Gesetze gebunden sind, als in demokratischen; daß hingegen kühne Verachtung aller gesetzlichen Ordnung der geradeste Weg ist, auf welchem

sich ein ganzes Volk der eisernen Ruthe des Despotismus überliefert!!

Noch ist ein wichtiger Gesichts-Punkt zurück, aus dem jede Staatsrevolution betrachtet werden muß, wenn man über den wahrscheinlich guten oder schlimmen Erfolg derselben urtheilen will. Die Wirkung einer jeden Staats-Veränderung hängt nehmlich zuletzt von dem Charakter und dem sittlichen Zustand der Nation ab, unter welcher sie eingeführt wird. Die Sitten eines Volks haben überhaupt einen so wichtigen Einfluß auf die Staats-Verfassung, daß durch sie die Güte einer jeden Verfassung, sie heisse nun monarchisch, oder aristokratisch, oder demokratisch, vornehmlich bestimmt wird. Es hat in der Geschichte eben sowohl glückliche Monarchien, als glückliche Freistaaten gegeben; aber beide waren es nur so lange, als Regenten und Unterthanen von einem gemeinschaftlichen Eifer für das gemeine Beste beseelt wurden, und beide die Achtung für das Gesetz zur unabweichlichen Richtschnur ihrer Handlungen machten. Sobald sich hingegen jener Gemein-Geist, der von ächter Vaterlands-Liebe erzeugt wird, und mit demselben die Ehrfurcht gegen das Gesetz verlohr, so verschlimmerte sich zugleich jede dieser Verfassungen, und die Verderbniß der Sitten zog gleich einer ansteckenden Seuche auch die Verderbniß der Constitution nach sich. So gewiß es ist, daß aus der Verschlimmerung der Sitten die Corruption jeder Verfaßung, die sich allemal in Gesetzlosigkeit auflößt, nothwendig entspringt, so gewiß ist es auf der andern Seite, daß bei einer verdorbenen und durch Laster entnervten Nation alle Versuche, den Gebrechen ihrer bürgerlichen und po-

litischen Verfassung abzuhelfen, zu spät kommen. Die heilsamste Revolution kann bei einem solchen Volk nicht von Dauer seyn; weil es dadurch, daß es dem Gehorsam gegen die Gesetze entsagt hat, unfähig ist, einer vollkommenen Freiheit zu geniessen. Was können auch Gesetze da wirken, wo man ihre Stimme nicht mehr hört, und wo ihr Ansehen durch Parthei-Geist und allgemeine Verachtung derjenigen Gewalt entkräftet ist, die über die Befolgung der Gesetze wachen soll?

Um einzusehen, wie vieles gute Sitten in einem Staat auch ohne Gesetze vermögen, und wie wenig im Gegentheil bei verdorbenen Sitten durch die besten Gesetze ausgerichtet wird, dürfen wir nur einen Blick auf den alten römischen Staat werfen. In den ersten Jahrhunderten hatte dieser Staat nur sehr wenige Gesetze, die Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt waren nicht genugsam bestimmt, die ganze Verfassung war schwankend, und mancherlei Revolutionen unterworfen. Gleichwohl stieg dieser Staat bei allen Mängeln seiner Verfassung zu einer ausnehmenden Größe allmählig empor, bot allen seinen Feinden Trotz, und aus seinem Schoose sproßten die edelsten Tugenden und Talente auf. Woher dieses anders, als daher, daß gute Sitten die Stelle der Gesetze vertraten? Edler Gemein-Geist, glühender Patriotismus, der jeden Augenblick bereit war, alles für das Vaterland aufzuopfern, Treue gegen Freunde, Großmuth gegen Feinde, Reinigkeit und Einfalt der Sitten, Religiosität, Heiligkeit der Eidschwüre, Gewissenhaftigkeit in Erfüllung des gegebenen Worts, wahre Ruhmbegierde, edler Ehrgeiz und Wetteifer im Verdienst, Ehrerbietung des Volks

gegen die Obrigkeit, Gerechtigkeit und Billigkeit der Regenten gegen das Volk, diß waren die eigenthümlichen Tugenden des Römers in der glücklichen Epoche, die sich bis auf jenen Zeitpunkt erstreckte, in welchem der Reichthum fremder eroberter Provinzen, und mit ihm Ueppigkeit und Sittenlosigkeit in den Staat eindrang.

So eifersüchtig der Römer auf seine bürgerliche Freiheit war, so gerne und so bereitwillig unterwarf er sich doch im Felde den Befehlen seines Imperators, weil er wußte, daß der Dienst des Vaterlandes dieses Opfer erfordere. So war mithin in der Seele des Römers das lebhafteste Freiheits-Gefühl mit dem strengsten Gehorsam gepaart. Selbst die häufigen Revolutionen, welche schon in den ersten Jahrhunderten den römischen Staat erschütterten, und die unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen dem Volk und Senat brachten der Republik keinen Schaden. Sie floßen aus der reinen Quelle eines edlen Ehrgeizes, und ächte Vaterlands-Liebe war das gemeinschaftliche Band, welches die streitenden Partheien zusammenhielt. Sobald dem Staat eine Gefahr von aussen drohte, verlohr sich plötzlich die Hitze des Streites; beide Theile vergaßen gleichsam die Ursachen, warum sie sich entzweit hatten, und vereinigten ihre Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind. Selbst im Frieden hatte man ein Mittel ausfindig gemacht, welches verhinderte, daß Zwistigkeiten der Partheien niemals dem Staate gefährlich werden konnten. Man wählte einen Diktator, und das Machtwort desselben brachte jede Parthei zum Stillschweigen und zur Ruhe. Diß war der glückliche Zustand Roms in den ältern Zeitern; aber mit Carthago's Eroberung hatte er

seine Endschaft erreicht. So wie die Reichthümer sich in Rom vermehrten, verschwand der alte Patriotismus, und an seine Stelle trat Eigennutz; an die Stelle des edlen Ehrgeizes niedrige Ehrsucht. Die Großen wurden von Stolz, Geiz und Herrschsucht eingenommen, und der ehrerbietige Gehorsam des Volks gegen die Edikte der Obrigkeit verwandelte sich in Zügellosigkeit, Frechheit und Muthwillen. Jetzt setzte man zwar diesen Lastern neue Gesetze entgegen, ihre Zahl vermehrte sich immer; aber sie waren nicht mehr vermögend, den Strom des Verderbens zurückzuhalten; denn der Parthei-Geist hemmte ihre Wirksamkeit, und die meisten Gesetze, die in diesen Zeiten gegeben wurden, waren selbst nichts anders, als unreine Ausflüsse des Parthei-Geistes, der alles mit sich dahin riß. Jede Parthei war nur darauf bedacht, die andere zu vertilgen; die Bürger kehrten mit grimmiger Wuth die Waffen gegeneinander, und es flossen ganze Ströme von Bürger-Blut, bis der erschöpfte und ermüdete Staat unter dem Regiment eines Einzigen Oberhaupts allzuspäte Ruhe fand. So heilsam indeß diese Revolution war, so unbedeutend war dennoch ihre Wirkung; denn der Staat befand sich nunmehr bereits in demjenigen verzweifelten Zustand, in welchem er nach dem eigenen Ausdruk des Livius, der um die Zeit dieser Revolution schrieb, weder seine Gebrechen, noch die Heilmittel dagegen ertragen konnte. Das Gift der Sitten-Verderbniß war schon zu tief unter alle Stände eingedrungen, als daß die weise Gesetze des August dem Verderben hätten wehren können; und nach wenigen Jahren ward das edle und freie Rom in eine Heerde nichtswürdiger Sclaven verwandelt. — —

Doch, warum verweilen wir bei diesen traurigen Betrachtungen, zu einer Zeit, da alle Herzen der glücklichen Bewohner Wirtembergs den Empfindungen der Freude und des Vergnügens geöffnet sind? Lassen Sie uns vielmehr, Liebste Kommilitonen! unsere Blicke von den Scenen des Aufruhrs und Empörungs-Geistes hinweg auf uns selbst und auf unser glückliches Vaterland richten, das unter dem Zepter eines weisen und gütigen Fürsten der beneidenswerthesten Ruhe genießt. Lassen Sie uns der Vorsehung für dieses Geschenk den gerührtesten Dank darbringen; aber lassen Sie uns auch Unsern Durchlauchtigsten Herzog, und den Tag mit Innbrunst segnen, an dem Er zum Glücke Wirtembergs geboren ward, und die heissesten Wünsche und Gebete für die Erhaltung der kostbaren Lebens-Tage eines so geliebten Fürsten zum Himmel schicken. Mit diesen Wünschen vereinige sich aber auch unser Gebet für den daurenden Flor unserer Hohen-Schule, die unter dem wachsamen Schutze Ihres Erhabenen Stifters so herrlich blüht, und welche dem Vaterlande sowohl als dem Ausland noch so viele schöne und reife Früchte verspricht. Um dieser gedoppelten Pflicht Genüge zu leisten, ist nach akademischer Sitte eine feierliche Versammlung an dem Höchst erfreulichen Geburtsfeste Carls in dem großen akademischen Hörsaal Vormittags nach geendigtem Gottesdienste angeordnet, in welcher der öffentliche ordentliche Lehrer der Arzneikunde Herr Hof-Medikus Plieninger über die Wirkungen der Einbildungskraft auf den menschlichen Körper eine Rede halten, und die Empfindungen des Danks und der Freude in unser aller

Namen ausdrücken wird. Zu dieser Feier laden wir hiemit alle Gönner und Freunde unserer Hohen-Schule geziemend ein, und bitten dieselben, auch Ihre frommen Wünsche für Unsern Durchlauchtigsten Regenten und für die von Ihm gestiftete Hohe-Schule mit den unsrigen zu vereinigen.

Lange lebe Carl, und noch lange geniesse Wirtemberg die Früchte Seiner segensreichen Regierung!

3.

III.

Bemerkungen über die Manier des griechischen Weltweisen Theophrast in der Schilderung sittlicher Charaktere.

Einladungs-Schrift

zur Gedächtniß-Feier der Einweihung der Karls-Hohen-Schule vom Jahr 1791.

Mit froher Wonne, geliebteste Kommilitonen! sehen wir den Tag wieder herannahen, der unserm Vaterlande den besten Regenten, unserer Hohen-Schule Ihren erhabensten Stifter gab. Zwanzig Jahre sind nun verstrichen, seit der große Fürst den ersten Grund zu diesem Tempel der Weisheit legte, in dessen Heiligthum Sein Name mit unauslöschlichen Zügen flammt; und in diesem Zeitraum, zu welcher Größe, zu welchem Umfang ist er nicht emporgestiegen; wie sehr haben sich nicht durch die ruhmvollen und rastlosen Bemühungen des Erhabenen Baumeisters seine Pfeiler befestigt, seine Hallen erweitert; welche Schaaren von Jünglingen haben sich nicht in dieser Zeit in seinen Vorhöfen gesammlet, und auf seinen Altären geopfert, und wie viele

Stralen des Lichts und der Aufklärung sind nicht während dieser Zeit von eben diesem Tempel auf unser Vaterland und auf nahe und entfernte Länder ausgegangen? Wie wäre es möglich, daß wir, die wir jezt noch unter seinen Hallen wandeln, bei dem Rückblik in diese verflossene Zeit ungerührt bleiben, oder die Hand einer höhern Vorsehung verkennen könnten, welche über dieser Stiftung bisher gewacht, und Carls Werk so sichtbar gesegnet hat? Aber, wie wäre es auch möglich, daß eben diese feierliche Gefühle bei dem Anbruch des Tages, der den Stifter und Erhalter unserer Hohen-Schule gebahr, sich nicht in einen Brennpunkt sammlen, und in die heisseste Wünsche für Sein Leben und für Seine Erhaltung sich ergiessen sollten! — Sie wissen es, theureste Mitbrüder! mit dem Geburtsfeste Carls feiren wir zugleich den zweiten Geburtstag Seiner erhabenen Stiftung, die an eben diesem Tage von dem Stifter Selbst auf das feierlichste zur Hohen-Schule eingeweiht wurde, und seit dieser Zeit den geheiligten Namen Ihres großen Stifters trägt. Mit diesem Tage begann eine zweite Epoche ihres Daseyns und ihrer Blüthe, eröffnete sich eine neue ehrenvolle Laufbahn ihrer Thätigkeit; und zum Preiß der waltenden Vorsicht des Himmels, zum Dank gegen unsern Fürsten sey es gesagt, auch in dieser Periode ist die Hohe-Carls-Schule auf der angetretenen neuen Laufbahn nicht stille gestanden; auch in dieser Periode hat sich manche liebliche Blüthe zu reifen Früchten entfaltet. Nun fliessen also, Theuerste Kommilitonen! unsere Segenswünsche und Gebete für Carl mit den Segenswünschen für Seine Stiftung zusammen; und Er Selbst, der Erhabene, der großmüthige Fürst, der Seine

Stiftung mit der Zärtlichkeit eines Vaters liebt, der jeden aufblühenden Keim in dem Garten, den Er Selbst pflanzte, mit der sorgsamsten Pflege wartet, der mit der edelsten Aufopferung auch die Sorgen und Mühen, die Er auf diese Stiftung verwendet, den angenehmsten Genüssen beizählt; Er Selbst will, daß wir unsere Wünsche für Sein Wohl mit den Wünschen für den Flor Seiner Stiftung vereinigen sollen. Gegrüßt also, und gesegnet, von uns allen sei das Gedächtniß-Fest der Geburt unsers Durchlauchtigsten Regenten, und der von Ihm gestifteten Schule der Weisheit; hold und freundlich lächelt uns dieser wiederkehrende Tag vom Himmel entgegen; zerstreut sind die Wolken, die uns erst vor wenigen Wochen die heitere Aussicht auf diesen festlichen Tag trübten; und unsere stillen Gebete für Carls Genesung verwandeln sich nun in die lauteren Jubel des Danks und der Freude. — —

Ungern unterdrücke ich die Empfindungen, von denen meine eigene Brust glühet, und die auch Ihren Busen, Theure Kommilitonen! bei der frohen Wiederkehr des festlichsten der Tage erfüllen; aber, da die gegenwärtige Schrift nur der Ankündigung des Festes gewidmet ist, so soll sie sich auch nicht heraus nehmen, diejenige Gefühle darzustellen, welche der wirklichen Feier des Festes selbst vorbehalten sind; so mag sie sich damit begnügen, unser Herz den Empfindungen wenigstens geöffnet zu haben, die verstärkt durch die öffentliche Feierlichkeit des Tages, und durch geheime Sympathie von Seele zu Seele fortgepflanzt, in frommen Wünschen und Gebeten für das Wohl unsers Fürsten zum Throne der Gottheit hinaufsteigen werden. — — —

* * *

Ich gehe nun der akademischen Sitte gemäß von der feierlichen Veranlassung dieser Einladungs-Schrift zu ihrem eigentlichen Innhalt über, und will Ihnen jetzt, geehrteste Kommilitonen, einige Bemerkungen über die Manier des Theophrast in der Schilderung sittlicher Charaktere vorlegen, auf welche ich aus Gelegenheit einer neuen Bearbeitung der Schrift dieses griechischen Weltweisen gekommen bin. Meine Absicht hiebei ist vornehmlich diese, den wahren Gesichtspunkt zu bestimmen, aus welchem die Schrift dieses alten Weisen in Rücksicht auf die Form, die er ihr gab, angesehen werden muß, wenn man anders ein richtiges und billiges Urtheil über die Brauchbarkeit und den Werth derselben fällen will. Da der Nutzen des Studiums der alten Klassiker hauptsächlich von einer richtigen Beurtheilung ihrer Werke abhängt, die sich eben so weit von blinder Verehrung als von grundloser Geringschätzung entfernen muß, so wünsche ich nichts, als daß auch diese Bemerkungen etwas dazu beitragen möchten, studirenden Jünglingen das Studium der Alten lehrreicher und anziehender zu machen, und ihren Sinn bei Beurtheilung der Werke des Alterthums zu schärfen.

— — —

Die Frage, ob Theophrast, der berühmte Nachfolger des Aristoteles in dem Lyceum zu Athen, der wirkliche Ver-

fasser der kleinen Schrift *) sey, mit welcher wir uns jetzt beschäftigen, bedarf hier keiner weitläufigen Erörterung, da sie auf die gegenwärtige Untersuchung nicht einmal einen unmittelbaren Einfluß hat, und bei der allgemeinen Uebereinstimmung der Gelehrten ohnehin als ausgemacht vorausgesetzt werden darf. Der ganze Innhalt des Buchs, der Theophrasts Zeitalter offenbar verräth, nebst einigen in der

---

*) Sie hat den Titel Ἠθικοὶ χαρακτῆρες, Sittliche Charaktere, und besteht aus 28 Hauptstücken, in deren jedem ein besonderer Charakter abgehandelt wird, und vor denen eine kleine Vorrede hergeht. Die erste Ausgabe erschien zu Nürnberg im Jahr 1527. durch den berühmten Bilibald Pirkammer, der sie seinem Freunde und Landsmann dem großen Maler Albrecht Dürer sehr schicklich zueignete. Diese Ausgabe ist aus einem handschriftlichen Codex genommen, den Pirkammer von Franz Picus Graf von Mirandola erhalten hatte; enthält aber nur die 15 ersten Charaktere. Diesen 15. Charakteren fügte zuerst Camotius 8 neue Charaktere aus einer Handschrift bei. Diese vermehrte Ausgabe des Theophrast ist den Werken des Aristoteles beigedruckt, und erschien zu Venedig bei Aldus im Jahr 1552. Mit den 5 letztern Charakteren, die man in einem Heidelberger Koder fand, bereicherte zuerst der gelehrte Casaubonus seine zweite Ausgabe des Theophrast vom Jahr 1699. Die Aechtheit dieser letztern Charaktere ist jedoch neuerlich von Reiske und Paw mit einigen nicht ganz unbedeutenden Gründen bestritten worden. Erst vor wenigen Jahren entdeckte ein italiänischer Gelehrter Amaduzzi in einem Vaticanischen Koder zwei neue Charaktere, die er a. 1786. in der Königl. Druckerei zu Parma mit typographischer Pracht herausgab. Diese Prachtausgabe befindet sich auf der hiesigen, mit kostbaren Werken jeder Art so reichlich ausgestatteten, großen Herzogl. Bibliothek. Der Fund selbst ist indessen so gar wichtig nicht; denn eine beträchtliche Stelle in dem einen

Schrift selbst (K. 8.) enthaltenen Zeitbestimmungen, welche die nemliche Periode bezeichnen, stimmen mit den äußern Gründen, *) welche für Theophrast angeführt werden, so zusammen, daß man gar keine Ursache hat, zu zweifeln, ob er wirklich der Verfasser sey. Wichtiger scheint es demnach zu seyn, die Schrift selbst, welche wir noch unter dem Namen dieses Weltweisen besitzen, genauer zu beleuchten, und vermittelst einer nähern Untersuchung über die Form der Composition, deren sich Theophrast in dieser Schrift

---

dieser neuaufgefundenen Charaktere findet sich schon im 12. Kap. περὶ βδελυρίας, wo sie freilich, wie schon Heumann in Act. Philos. urtheilte, nicht an ihrem rechten Orte steht. Diese zwei Charaktere wurden zuerst in den Annalibus literariis Helmstadiensibus vom Jahr 1787. Monat August p. 140. wieder abgedruckt. Auch Herr Prof. Beck in Leipzig hat a. 1788. einen Abdruck davon veranstaltet. Nach einer daselbst vorkommenden Aeusserung hält sie dieser Gelehrte nicht für ächt. Sie sind auch bis jetzt noch in keine Ausgabe aufgenommen worden. Eine vollständige Geschichte der Theophrastischen Ausgaben findet man in Fischers Vorrede zu seiner gelehrten lateinischen Ausgabe vom Jahr 1763.

*) Diese Gründe sind, 1) daß alle Aufschriften dieses Buchs in den Handschriften, die man davon fand, Theophrasts Namen führen; der Hauptbeweiß aber beruht auf dem Zeugniß des Diogenes von Laerte, der in seiner Lebensbeschreibung des Theophrast unter der Menge der Theophrastischen Schriften das Buch περὶ χαρακτήρων ἠθικῶν namentlich anführt. — Uebrigens ist es bekannt, daß von der ungeheuren Zahl der Theophrastischen Schriften, wovon Laertius das Verzeichniß liefert, außer den sittlichen Charakteren, und einigen verstümmelten physikalischen Schriften, die Dan. Heinsius zu Leiden im Jahr 1613 gesammelt herausgab, sich sonst nichts erhalten hat.

bediente, worauf von allen bisherigen Erklärern und Herausgebern allzuwenig Rücksicht genommen wurde, *) den innern Werth derselben richtiger, als es bisher geschah, zu bestimmen.

---

*) Bei allen sowohl ältern als neuern Herausgebern des Theophrast, den neuesten, Herrn Rektor Fischer nicht ausgenommen, sucht man vergebens Aufschlüße oder Belehrung über Zweck und Form der Theophrastischen Schrift; wenigstens hat sich keiner unter ihnen die Mühe genommen, sich in eine genauere Zergliederung der Beschaffenheit dieses Werkchens einzulassen, oder eigene Betrachtungen über die Form, welche Theophrast dabei wählte, anzustellen, und den eigentlichen Gesichtspunkt anzugeben, woraus diese Schrift betrachtet werden muß, wenn man sie unpartheyisch und nach ihrem wahren Gehalte würdigen will. Casaubonus eilt in seinem sonst mit vieler Gelehrsamkeit angefüllten Kommentar über diesen Punkt hinweg; Fabricius in seiner Bibliotheca græca bleibt ebenfalls nur beim Allgemeinen stehen, und eben so wenig Befriedigung findet man in Heumanns Abhandlung über den Theophrast in seinen Actis Philosophorum. P. III. p. 662. &c. wo man sie doch am meisten erwarten sollte. — — Reiske's Bemerkungen über den Theophrast in seinen Animadversionibus ad Græcos autores Vol. I. schränken sich, wie man leicht denken kann, blos auf Kritik und Philologie ein; über Klozens Animadversiones in Theophrasti Characteres aber kann ich nicht urtheilen, weil ich sie nicht aus eigner Ansicht kenne. Zur neuesten Litteratur über Theophrasts Charaktere gehören H. Frisemanni Collectanea critica. Amstel. 1786. Sie enthalten Versuche zu Verbesserung etlicher Stellen. Vorzüglich wichtig ist eine kleine Kommentation des Herrn Past. Sonntag in Prooemium Characterum Theophrasti. 18. S. Leipz. 1787 in welcher die Aechtheit dieses Eingangs mit scharfsinnigen Gründen bestritten wird. Eben dieser Gelehrte hat auch eine neue deutsche Uebersetzung des Theophrast angekündigt. Die ältern Uebersetzungen aus Wien und Nürnberg v. J. 1754 denen eine Uebersetzung

Theophrasts Charaktere hatten mit mehreren Schriften des Alterthums ein gleiches Schicksal. Einige der altern Gelehrten z. B. Casaubon, Duport, u. a. rechneten diese Schrift unter die vortreflichste und lehrreichste Schriften des Alterthums, und legten ihr vielleicht etwas zu übertriebene Lobsprüche bei; andere dagegen, zu denen besonders Petrus Victorius und Stephanus gehören, setzten sie viel zu tief unter ihren wahren Werth herunter. Diese letztere konnten es nicht begreifen, wie Theophrast ein so schlechtes Buch habe schreiben können, und behaupteten eben daher, um dem alten Weltweisen diese Schande zu ersparen, daß das Buch einen andern Verfasser haben müsse. Wenn die ersten bei ihren Lobsprüchen, die sie Theophrasts Charakteren beilegten, sich vielleicht durch das Vorurtheil des Ansehens, das der ehrwürdige Name des Verfassers so leicht erregen konnte, ein wenig blenden ließen, so war der Tadel der andern, der offenbar aus einer einseitigen und oberflächlichen Beurtheilung dieser Schrift entsprang, desto ungerechter, weil sie die Vorzüge derselben nicht hätten übersehen können, wenn sie anders den Innhalt mit unpartheyischen Augen hätten prüfen wollen. Bei dieser auffallenden Verschiedenheit der Meinungen über die Arbeit des Theophrast ist es also gewiß nicht überflüßig, diese Schrift einer nochmaligen genauern Prüfung zu unterwerfen, dem Zweck, den der Verfasser sich dabei vorgesetzt hatte, nachzuforschen, die Manier, deren er sich bei Ausführung seines Zweckes bediente, mehr aus-

---

der Charaktere des la Bruyere beigefügt ist, haben einen so geringen Werth, daß eine bessere Uebersetzung allerdings zu wünschen ist.

einanderzusetzen; und auf solche Weise einen Maßstab zu suchen, nach welchem der Werth dieser Schrift sowohl für das Zeitalter, in welchem sie geschrieben wurde, als auch für das unsrige beurtheilt werden kann.

Man darf Theophrasts Schrift nur mit einem flüchtigen Auge betrachten, um sich zu überzeugen, daß ihr Verfasser dabei vornehmlich die moralische Besserung seiner Zeitgenossen abgezweckt habe, und hiemit stimmt die ausdrückliche Versicherung Theophrasts in seiner Vorrede überein, worinnen er sagt, daß seine Absicht bei der Verfertigung und Bekanntmachung dieser Schrift vorzüglich dahin gerichtet sey, seinen Zeitgenossen und der Nachwelt einen Spiegel vorzuhalten, in welchem sich ein jeder beschauen könnte. — Allein, um diese moralische Absicht, die man als den ersten und nächsten Zweck der Theophrastischen Schrift ansehen kann, zu erreichen, schlug der Verfasser einen neuen Weg ein, den vor ihm, die dramatischen Dichter ausgenommen, wenigstens noch kein anderer Philosoph betretten hatte. Die Absicht des Theophrast war also freilich keineswegs diese, ein neues Lehrgebäude der Moral zu entwerfen, oder auch nur die menschlichen Tugenden und Laster vollständig zu klaßificiren, und nach systematischer Ordnung und Methode zu beschreiben. Diesen Weg hatte bereits sein Lehrer Aristoteles in seinen moralischen Schriften eingeschlagen; der Schüler wollte nun einen neuen und eigenen Weg betreten; das, was jener in Regeln vorgetragen hatte, in Beyspielen lehren, und die allgemeinen Vorschriften und Grundsätze seines Lehrers in einen anschauenden und lebendigen Unterricht verwandeln. Ueberzeugt, daß Beispiele, wenn sie besonders

aus dem Kreise der täglichen Erfahrung und des gewöhnlichen Menschenlebens geschöpft werden, weit stärker und kräftiger wirken, als trockene Sittenregeln, glaubte Theophrast, seinen moralischen Zweck desto gewisser und sicherer zu erreichen, wenn er zwar allgemeine, aber doch durch eine Reihe individueller Züge genau bestimmte Charaktere aufstellte, in denen sich jeder wie in einem Spiegel beschauen, und seine eigene Thorheiten, Gebrechen und Mängel in dem allgemeinen Bilde entdecken könnte.

So entstanden denn jene kleine Sittengemählde, die noch jetzt sowohl durch ihre treffende Wahrheit, als durch den feinen Beobachtungsgeist, der daraus hervorleuchtet, und selbst durch ihre kunstlose Zusammensetzung einen unverkennbaren Werth haben; und wobei Theophrast die Absicht hatte, eine pracktische Lebensmoral seinen Zeitgenoßen in die Hände zu geben, durch welche die Lehren und Vorschriften der theoretischen Moral, so wie sie in der peripatetischen Schule gelehrt wurde, anschauend dargestellt und versinnlicht werden sollten. Diß erhellet insbesondere aus der Anlage und dem Zuschnitt der Theophrastischen Charaktere, wobei der Verfasser ganz innerhalb der Gränzen stehen blieb, in welche die Moral der peripatetischen Schule eingeschlossen war. So wie nehmlich die Moral der Peripatetiker sich blos aufs bürgerliche Leben, und ihre Tugend nach dem von ihnen angenommenen System blos auf einen weisen Gebrauch des Lebens, oder auf das, was wir Lebensklugheit nennen, einschränkte, eben so sind auch Theophrasts Sittengemählde aus diesem niedern Standpunkt gefaßt, und erstrekken sich allein auf die gewöhnliche Verhältnisse des mensch-

lichen und bürgerlichen Lebens. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, aus welchen Gründen die Peripatetiker sich für berechtiget halten konnten, die Moral in so enge Gränzen einzuschliessen, und jenen höhern und erhabenern Gesichtspunkt zu verlassen, aus welchem schon Sokrates und Plato die Tugend in Verbindung mit dem Daseyn eines höchsten Wesens und mit der Unsterblichkeit der Seele betrachtet hatten. Aber nothwendig war es, diese Bemerkung vorauszuschicken, weil sie uns den wahren Gesichtspunkt an die Hand gibt, aus welchem Theophrasts Sittengemählde als ein pracktischer Innbegriff und Kommentar der peripatetischen Moral zu beurtheilen sind. Auch glaube ich nicht, daß durch diese Bemerkung der Werth der Theophrastischen Schrift verringert wird. Sie behält dieses eingeschränckteren Zweckes ungeachtet noch immer denjenigen Werth, den man allen den Schriften mit Recht zuerkennt, welche die Absicht haben, durch Darstellung und Entwicklung sittlicher Charaktere Menschenstudium und Menschenkenntniß zu befördern, die Vortheile eines vernünftigen und gesitteten Betragens in den mancherlei Verhältnissen des menschlichen Lebens zu schildern, und jenes Gefühl des Schicklichen und Anständigen zu schärfen, wodurch die Tugend selbst einen höhern Reiz erhält, und jene rauhe Aussenseite verliert, unter welcher sie so oft von den Menschen mißkannt wird.

Mit der moralischen Belehrung verband indessen Theophrast durch die Manier seiner Schildereyen auch das Vergnügen und die Unterhaltung seiner Zeitgenossen, und erreichte seinen Hauptzweck nur desto sicherer, je mehr er

denselben zu verhüllen bemüht war. Da er die Züge seiner Gemählde, wie der Augenschein lehret, aus dem Leben und aus wirklichen Erfahrungen und eigner Beobachtung schöpfte, so verschaffte er seinen Mitbürgern Vergnügen, indem er zugleich ihre Thorheiten ans Licht zog, und strafte. Seine Sitten-Gemählde halten das Mittel zwischen der plumpen persönlichen Satyre der ältern griechischen Komiker, und den idealischen Charakter-Schilderungen der neuern Sittenmahler, die eben deßwegen nur vorübergehende Eindrücke machen, weil sie sich von der Natur allzuweit entfernen. Theophrasts Charakterzüge sind getreue Kopeyen der letztern, und die häufigen offenbaren Anspielungen in seinem Sittenspiegel auf wirkliche damals bekannte Thatsachen mußten von dem beleidigenden Ansehen, das sie beim ersten Anblick haben konnten, vieles verlieren, weil sie mit andern Zügen zusammengestellt und gleichsam verslößt sind, wodurch das Frappante der erstern einigermassen verdeckt wurde. Insbesondere verdient hier die Kunst des Theophrast bemerkt zu werden, allen seinen Gemählden einen komischen Anstrich zu geben, der vermittelst der Belustigung des Lesers die Wirkung von jenen nicht wenig erhöht. Man mag in seine Schilderungen hineinsehen, wohin man will, so wird man überall finden, daß es ihm recht eigentlich darum zu thun war, jede Thorheit von ihrer lächerlichen Seite zu zeigen, und durch Aushebung komischer aber doch mit der Wahrheit übereinstimmender Züge das Thörichte gewisser Charaktere recht fühlbar zu machen. Ohne Zweifel war Theophrast ein beobachtender Weiser, der die menschliche Denk- und Handlungsart in ihren verborgenen Triebrädern belauscht

hatte, überzeugt, daß die Laster und Thorheiten der Menschen gar oft durch lachenden Spott weit besser bekämpft werden, als durch ernste Widerlegung; und eben darinn glaube ich den Grund jenes komischen Gepräges zu finden, das seinen Schilderungen so unverkennbar aufgedrückt ist, und das uns bei einem etwas geschärfteren Blick in so manchen nur flüchtig hingeworfenen und gleichsam verlornen Zügen seiner Sittengemählde oft ganz unerwartet überrascht. Hier verräth sich insbesondere jene kunstlose liebenswürdige Einfalt, womit die ältern Werke des griechischen Geistes gestempelt sind. Theophrasts Sittengemählde entlehnen das komische Licht, in welchem sie erscheinen, nicht von der Kunst des Verfassers, sondern von der Natur der geschilderten Gegenstände selbst. Das Lächerliche, das man in Theophrasts Charakteren wahrnimmt, wird nicht erst von aussen hineingetragen, sondern es springt aus ihnen von selbst hervor; und dieses geschieht nicht durch künstliche Wendungen, verwickelte Situationen und gesuchte Uebertreibungen, die freilich für unsern von reinem Naturgefühl entwöhnten Geschmack anziehender seyn mögen; sondern durch die planloseste Enthüllung der Charaktere, so wie man sie täglich beobachten konnte, und durch Aufzählung mehrerer kleiner Züge, deren ganzes ästhetisches Verdienst sich auf geschickte Auswahl und treffende Wahrheit einschränkt.

Bei diesen allgemeinen Betrachtungen über den moralischen Zweck der Theophrastischen Charaktere dürfen wir auch diß nicht unbemerkt lassen, daß der Verfasser bei der Anlage seiner Gemählde einen allgemeinern Standpunkt wählte; das heißt, daß er die menschliche Natur im allgemeinen nach ih-

ren Fehlern und Gebrechen zum Objekt seiner Betrachtung machte, oder, welches eben so viel ist, daß er nicht die Sitten besonderer Alter, Geschlechter und Stände, sondern vielmehr den Menschen an und für sich selbst ohne Rücksicht auf besondere Verhältnisse des Alters, der Lebensart und des Standes schilderte. Eben dadurch theilte er seinen Charakteren eine grössere Brauchbarkeit und Anwendbarkeit mit, die sie nicht würden gehabt haben, wenn er sie nach einem beschränktern Maßstab angelegt, und bloß einzelnen Ständen angepaßt hätte. — Aus dem bisher angegebnen Zweck der Theophrastischen Charaktere erklärt sichs endlich auch, warum seine Schildereyen den Menschen nur von der fehlerhaften und unvollkommenen Seite darstellen. Wozu bedurfte er noch besonderer Schilderungen von tugendhaften Charakteren, da aus den geschilderten Schwächen der menschlichen Natur die entgegensetzte Tugenden deutlich genug hervorleuchteten! *)

— — —

Die bisherigen Bemerkungen, die ich über den Zweck und die Beschaffenheit der Charakter-Schilderungen des Theophrast vorgetragen habe, sind, wie mich dünkt, hinreichend genug, den wahren Gesichtspunkt zu bestimmen, woraus man sie zu betrachten hat. Die Grenzen dieser akademischen Schrift erlauben mir hier nicht, mich in eine nähere Be-

*) Theophrast sagt zwar in der Einleitung seiner Schrift, daß er den Charakteren der schlechten Menschen die Charaktere der Edlen als ein Gegenstück an die Seite stellen wolle. Allein, es ist wahrscheinlich, daß er diesen Gedanken nachher selbst wieder aufgegeben hat.

leuchtung und Zergliederung ihrer Form und ihres Innhalts einzulassen. Indessen läßt sich schon aus dem, was bisher über die Schrift des Theophrast im allgemeinen gesagt worden, der wahre Werth derselben zur Genüge bestimmen.

Daß Theophrasts Sittengemählde wegen ihrer kunstlosen Anlage, treffenden Wahrheit, natürlichen Anmuth, und besonders wegen der tiefen und feinen Menschenkenntniß, die daraus hervorleuchtet, große Vorzüge besitzen, hat noch niemand geleugnet. Es gibt vielleicht wenige Schriften, die einen höhern Grad des Beobachtungsgeistes verrathen, oder die bei einer eben so unscheinbaren äussern Gestalt und in einem so kleinen Raum doch eine so große Menge feiner Charakterzüge enthalten. Von dieser Seite ist die Schrift des Theophrast sowohl im Alterthum als in neuern Zeiten vorzüglich geschätzt worden. Die häufigen Nachahmungen der Theophrastischen Manier in Charakter-Schilderungen, die man schon im Alterthum versuchte, *) geben hievon den stärksten Beweis. Eben diese Vorzüge aber, die mit Recht Theo-

*) Unter diese Nachahmungen zähle ich vornehmlich die Schilderung eines Menschen, der gerne reich scheinen wollte, in dem 4ten Buch des Autor ad Herennium, und die Schilderung eines Schwäzers beim Horaz in der 9ten Satyre des ersten Buchs. Ferner die Schilderung eines Trunkenbolds bei Rutilius Lupus in seinem Buch de figuris sententiarum, und noch mehrere ähnliche Schilderungen bei Martial, Petron, Lucian und andern. In neuern Zeiten hat vornehmlich unter den Franzosen la Bruyere den Versuch gemacht, die Sitten seiner Nation und seines Zeitalters, nach Theophrasts Muster zu schildern. Aber wie sehr unterscheidet sich nicht die üppige Komposition des Franzosen von der ungekünstelten Manier des Griechen!

phrasts Charakteren zugeschrieben werden, ertheilen ihnen zugleich einen bleibenden Werth für jedes Zeitalter, und für jede Menschenklasse. Ob sie gleich zunächst griechische Sitten schildern, und für ein längst verflossenes Zeitalter geschrieben sind, das von dem unsrigen in sehr vielen Rücksichten ganz verschieden ist, so können jene alte Sittengemählde dennoch als getreue Darstellungen und Abdrücke der menschlichen Natur, die in ihren Grundbestimmungen sich unter jedem Himmelsstrich und in jedem Zeitalter gleich bleibt, auch noch für unsere Zeiten brauchbar und belehrend seyn. Sie haben diß mit allen Schriften eines ähnlichen Innhalts gemein, daß sie uns von der Wichtigkeit des Menschenstudiums überzeugen, unsere Menschenkenntniß erweitern und befördern, den Beobachtungsgeist wecken und schärfen, uns auf das unschickliche und tadelhafte in unserm eigenen Betragen aufmerksam machen, und mithin auch zu unserer eigenen moralischen Bildung etwas beitragen können. Indem wir ferner in Theophrasts Sittenspiegel eben dieselben Schwachheiten gezeichnet finden, die wir noch heutzutag in dem Kreise des gesellschaftlichen Lebens beobachten, so werden wir von der Wahrheit des Ausspruchs überzeugt, daß unter dem Monde sich selten etwas neues ereigne; wir sehen ein, daß das Spiel der menschlichen Leidenschaften obgleich unter verschiedenen Umständen, und in verschiedenen Richtungen doch immer eben dasselbe ist, und daß bei dem steten Wechsel der Dinge die nemlichen Thorheiten obgleich unter etwas veränderter Gestalt immer wieder von neuem zum Vorschein kommen; eine Wahrheit, deren richtige Einsicht besonders auf die Beurtheilung der Kultur und Moralität verschiedener

Zeitalter, einen wichtigen Einfluß hat, und einen Maßstab zu richtigerer Vergleichung darbieten kann. Aus diesen Gründen glaube ich auch vorzüglich studirenden Jünglingen das Studium der Theophrastischen Charakterschilderungen empfehlen zu dürfen; da es nicht nur unter der Anleitung eines geschickten Lehrers zu Beförderung der Selbstkenntniß und der Kenntniß anderer, und was eben so wichtig ist, zur Pflanzung und Begründung sittlicher Wohlstandsgefühle in der Seele des Jünglings benutzt werden kann; sondern ausserdem noch dem studirenden Jüngling den Vortheil bringt, daß er sich daraus eine anschauende Kenntniß der Sitten und des häuslichen Lebens der Griechen, als einer für den Studirenden vorzüglich interessanten Nation erwerben kann. — —

Freilich muß man, um diesen Nutzen aus Theophrasts Schrift zu ziehen, seine Sprache verstehen, und zu seiner Lektüre Geschmak und Kenntnisse mitbringen. Aber selbst diß vorausgesetzt ist die Erklärung Theophrasts wegen seiner gedrungenen Kürze, und wegen so vieler dunkeln Anspielungen, die oft nur durch eine glückliche Divinationsgabe aufgehellt werden können, noch vielen Schwierigkeiten unterworfen. Alle bisherige Erklärer und Herausgeber des Theophrast haben diß einstimmig erkannt, und so viel auch durch ihre Bemühungen für die bessere Interpretation dieser Schrift geleistet worden, so sind doch noch viele Dunkelheiten zurückgeblieben. Neue Bearbeitungen dieses Schriftstellers also, wodurch die noch übrigen Schwierigkeiten allmählig hinweggeräumt werden, oder die in den Geist des Theophrast noch tiefer eindringen, werden daher immer von mannigfaltigem Nutzen seyn.

Ich hoffe, durch das, was ich bisher über einen antiquarisch-literärischen Gegenstand gesagt habe, Ihre Geduld, Theuerste Kommilitonen! und die Geduld anderer Leser, welche etwa an literärischen Gegenständen ein Vergnügen finden, noch nicht mißbraucht zu haben; aber befürchten müßte ich diß doch, wenn ich durch längere Betrachtungen dieser Art den Hauptgegenstand dieser Schrift aus den Augen verlieren würde. Sie ist dazu bestimmt, Sie, Theure Kommilitonen! auf welche der Segen der erhabenen Stiftung unsers Regenten sich täglich ergießt, und dann alle Freunde und Gönner unserer Hohen-Schule zur würdigen Feier des Höchsterfreulichen Geburts-Festes unsers gnädigsten Fürsten und des Gedächtnisses Seiner Stiftung einzuladen.

Um nun diesen festlichen Tag nach akademischer Sitte zu begehen, werden wir zuerst in Gemeinschaft des ganzen Vaterlandes in einer gottesdienstlichen Versammlung an Carls Geburtsfest dem Allerhöchsten unser Dank- und Lobopfer für die Erhaltung unsers Durchlauchtigsten Regenten darbringen; sodann aber nach geendigtem feierlichen Gottesdienst Vormittags nach 11 Uhr uns in dem großen akademischen Hörsaal versammlen, wo der öffentliche ordentliche Lehrer der Moral, Herr Christoph Gottfried Bardili den Katheder besteigen, und nach vorausgeschickten, diesem feierlichen Tag angemessenen Segenswünschen in einer Rede die auf den gegenwärtigen Zustand der Philosophie passende wichtige Frage abhandeln wird: Gibt es für die wichtigsten Lehren der theoretischen sowohl als praktischen Philosophie ungeachtet

aller Widersprüche der Weltweisen doch noch gewiße allgemein brauchbare Kennzeichen der Wahrheit?

Zu dieser Feier laden wir also hiemit alle Freunde unserer Hohen-Schule geziemend ein, und bitten Sie, auch Ihre frommen Wünsche für unsern geliebtesten Regenten und für Seine glückliche Zurükkunft in den Schooß Seiner getreuen Unterthanen mit den unsrigen zu vereinigen.

Ja, lange lebe Carl, lange noch freue sich Wirtemberg Seines weisen und sanften Beherrschers!

IV.

Rede

über die Nothwendigkeit, den Ehrtrieb des Jünglings zu wecken, und durch Belohnungen zu unterhalten.

Nach der feierlichen Preisaustheilung im Jahr 1791.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr!

Ehrfurchtsvoll und tiefgerührt nahe ich mich in diesem feyerlichen Augenblicke Eurer Herzoglichen Durchlaucht. Schon glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich mich heute den Empfindungen der lebhaftesten Freude und des reinsten Danks unbemerkt überlassen könnte; aber mir wird ein weit größeres Glück, eine weit größere Ehre zu Theil. Ich soll Eurer Herzoglichen Durchlaucht im Namen Ihrer Hohenschule den feurigsten Dank und die brünstigsten Wünsche für die neuen Beweise der väterlichen Huld und Gnade darbringen, womit Sie die erst verflossenen Tage durch Wiederholung der öffentlichen Prüfungen in Höchstdero Gegenwart bezeichneten, und welche die Ver-

anstaltung des heutigen Festes so herrlich krönet; ich soll die Empfindungen schildern, von denen jetzt jedes Auge glüht, jede Brust durchdrungen ist. — Welche große Erinnerungen schweben in diesen festlichen Augenblicken vor meinem Geist, und vermischen sich mit den entzückenden Bildern der Gegenwart! Blicke ich in das Vergangene, welche Beweise hoher Weisheit in der Entwerfung und Ausführung des Plans dieser Weisheits-Schule; welche Reihe der wohlthätigsten und großmüthigsten Bemühungen zu Erreichung des erhabenen Zweckes, welche herrliche Früchte der Weisheit und Tugend stellen sich auf einmal meinen Augen dar! Sehe ich in die Zukunft, welche neue Keime entwickeln sich vor meinen Blicken, und welche Erndten versprechen sie! Welche Hoffnungen und Aussichten eröffnen sich von allen Seiten; und in welche Empfindungen der hinreissendsten Bewunderung, der tiefsten Verehrung, des heissesten Danks gegen den Urheber dieses großen Werks, gegen den Stifter dieser Hohenschule strömen zuletzt alle diese Betrachtungen zusammen!

Kehre ich zurück von diesen Betrachtungen, um meinen Blick auf die Absicht des heutigen Festes zu heften, welche Scenen und Gegenstände erfüllen nicht abermals meine begeisterte Seele! Hier ein Fürst, der mit rastloser Thätigkeit an dem Flor der von Ihm gestifteten Hohenschule unter der Menge Seiner Regierungs-Geschäfte unabläßig arbeitet, der von Seinem Thron herabsteigt, um unter seinen Zöglingen wie ein Vater unter seinen Kindern zu wandeln, der die Fortschritte, die in Wissenschaften und Künsten unter uns gemacht werden, Selbst prüft, und die Be-

lohnungen des Fleißes und der Rechtschaffenheit, die Seine Großmuth stiftete, Selbst austheilt, der über dieß alles durch die erhabensten Lehren der Weisheit und Tugend, die Seinem Munde entströmen, Seine eigene Größe verherrlicht; — um ihn her eine Reihe hoffnungsvoller Jünglinge, die alle in Ihm den Stifter Ihres Glückes, und die Quelle ihrer Bildung zur Weisheit und Tugend verehren; dort Väter und Verwandte, die sich selbst glücklich preisen, in diesem von Carl gestifteten und unter Seinem Einfluß blühenden Hause eine Bildungsstätte für ihre Söhne gefunden zu haben, hier eine Reihe würdiger Vorgesetzter und Lehrer, die sichs zur Ehre rechnen, unter einem Fürsten, wie Carl an der Bildung und dem Wohl dieser zahlreichen Jugend zu arbeiten; dort endlich unter der Menge der gerührten Zeugen und Zuschauer des heutigen Festes eine beträchtliche Anzahl solcher, die einst in eben diesem Hause die Talente ausbildeten, und die Kenntnisse einsammelten, womit sie nun als Männer im Dienste des Fürsten, der sie erzog, und zum Besten des Vaterlandes wuchern; — welch' eine erhabene Scene, welch' ein großer Gegenstand! — Und in welch' einem ehrwürdigen und rührenden Licht erscheint nicht endlich die heutige Feyer, wenn wir sie nach dem edeln Zwecke betrachten, wozu Carl sie bestimmte. Sie ist dazu angeordnet, den Fleiß und die guten Sitten seiner Zöglinge und die beste und treueste Anwendung ihrer Gaben und Fähigkeiten zu belohnen, eine rühmliche Nacheiferung und einen edlen Wetteifer unter allen zu entzünden, und den trägeren anzuspornen, sich gleicher Belohnungen würdig zu machen.

Gewiß ein edler Zweck, würdig des Fürsten, der seine Größe im Wohlthun sucht, der Jugendbildung zu einem Hauptgeschäfte Seines thatenvollen Lebens macht, und in diesem mühsamen Geschäfte, so wie in der Beförderung der Wissenschaften und Künste überhaupt die edelste und süsseste Erholung findet! —

Durchlauchtigster Herzog!

Ich habe es versucht, die Gefühle auszudrücken, die der Gegenstand der heutigen Feierlichkeit in meiner Seele erzeugte, und von denen das Herz aller Anwesenden in dieser festlichen Stunde gewiß durchdrungen ist. Warum sollte ich's jetzt noch versuchen, Lobsprüche zu stammeln, die das Große und Rührende der gegenwärtigen Feierlichkeit nur verkleinern und vermindern würden. Die Veranstaltung des heutigen Festes, und die edle Absicht desselben ist der redendste Lobspruch der Weisheit und Großmuth Eurer Herzoglichen Durchlaucht. Vergönnen Sie mir daher statt aller Lobsprüche, den Stoff meiner Rede aus dem Zweck der gegenwärtigen Feier unmittelbar zu schöpfen, und über die Nothwendigkeit, den Ehrtrieb des Jünglings zu wecken, und durch Belohnungen zu unterhalten, einige Betrachtungen nach derjenigen Art des Vortrags anzustellen, welchen dem öffentlichen Lehrer sein Verhältniß gegen die studierende Jugend verstattet.

Tief hat die Natur den Trieb der Ehre in jedes Menschen Herz eingegraben. Durch ihn unterscheidet sich der Mensch, der vernünftige Bewohner der Erde von dem Thier,

das allein auf sinnliche Bedürfnisse eingeschränkt ist, und von sinnlichen Trieben beherrscht wird. Durch ein geheimes unauflösliches Band an die Grundkraft des Menschen, die Vernunft angeknüpft, entwickelt sich dieser Trieb zugleich mit den Aeusserungen der Vernunft und Sittlichkeit. Sobald der Mensch anfängt, seine Vernunft zu gebrauchen, sobald er das vernünftige Bedürfniß fühlt, seine geistige und sittliche Kräfte zu erweitern, so entwickelt sich eben damit auch der Ehrtrieb in seiner Seele, und wird eine fruchtbare Mutter edler Thaten und gemeinnütziger Unternehmungen. Ueberzeugt von der hohen Würde der Menschennatur, legt die aufkeimende Vernunft sich nun selbst die Pflicht auf, diese Menschennatur auch an andern zu schätzen, das heißt, die Achtung und den Beifall der Mitmenschen zu suchen. Unwillkührlich mißt und vergleicht sie ihre Kräfte mit den Kräften anderer Menschen, und aus dieser Vergleichung entspringt sodann jener glückliche Wetteifer, ohne welchen kein edler Entschluß zur Reife, keine große That zur Ausführung kommt. Eben so unzertrennlich ist die Ehrliebe in ihrer ursprünglichen Reinigkeit mit der Sittlichkeit, dem nothwendigen Produkte der Vernunft zusammengeknüpft. Die Vernunft schreibt das Gesetz der Freiheit vor, die Sittlichkeit befolgt es. Die Vernunft ist die Erkenntnißquelle unserer Pflichten und Verbindlichkeiten als moralischer Wesen, die Sittlichkeit enthält die besondern Verpflichtungsgründe zur Ausübung derselben. Die Sittlichkeit lenkt also auch den in der vernünftigen Natur des Menschen gegründeten Ehrtrieb auf das Gebot der Vernunft, und nöthigt ihn, sich demselben zu unterwerfen, das heißt, seine Befriedigung

in der Befolgung des allgemeinen Vernunft- und Sitten-Gesetzes zu suchen, und nach dem Beifall und der Achtung anderer Menschen nur in so weit zu trachten, als dieselbe mit der Beobachtung jener höchsten Regel des sittlichen Verhaltens vereinbar ist. So erhält der noch unbestimmte Ehrtrieb erst durch Sittlichkeit seine wahre Richtung, und verwandelt sich in jene ächte Ehrbegierde, die allein nach dem Beifall edler und guter Menschen strebt, ohne gleichwohl diesen Beifall zum letzten und höchsten Ziel ihres Bestrebens zu machen.

Aus dieser innigen Verbindung mit Vernunft und Sittlichkeit läßt sich der ursprüngliche Adel des von der Natur jeder Menschenseele eingepflanzten Ehrtriebes schon deutlich genug erkennen; aber dieser Adel des unverdorbenen Ehrtriebs wird noch deutlicher erhellen, wenn wir zwischen ihm und den sinnlichen Trieben des Menschen eine kurze Vergleichung anstellen.

1.) Die sinnlichen Triebe gehen nur auf Befriedigung des sinnlichen Genusses, eigennütziger Absichten und vorübergehender augenblicklicher Vergnügungen; sie treiben uns an, nur nach dem zu haschen, was den Sinnen schmeichelt, und was in uns gegenwärtige angenehme Empfindungen erregt, sie reitzen uns beständig, unser Vergnügen den Forderungen der Pflicht und des Gewissens vorzuziehen, und, so oft wir ohne unmittelbare Nachtheile eine Ausnahme von dem, was die Pflicht gebeut, machen können, die letztere dem ersten nachzusetzen. Der Trieb der Ehre hingegen schränkt sich nicht auf das gegenwärtige ein, er wirkt in die Zukunft, er berechnet die Folgen der Handlungen,

und verschmäbt jeden sinnlichen Genuß, so bald er mit der Verletzung einer höhern Pflicht, die immer Mißvergnügen und Unzufriedenheit zur Folge hat, erkauft werden muß.

2.) Die sinnlichen Neigungen üben allmählig, sobald man ihnen nachhängt, eine unumschränkte Herrschaft über den vernünftigen Willen aus, und zwingen die Vernunft nach und nach unter das tyrannische Joch blinder Begierden und Leidenschaften. Der Ehrtrieb im Gegentheil widersteht der Macht stürmischer Begierden; er erinnert uns an die Pflicht, als freihandelnde Wesen uns selbst nach eignen Vernunft-Gesetzen zu bestimmen, und uns des angebornen Vorzugs unserer Natur, der in der Selbstthätigkeit liegt, nicht zu begeben; er tritt endlich im Kampfe der Leidenschaften mit der Vernunft auf die Seite der letztern, und gibt ihr nicht selten da, wo sie allein im ungleichen Kampf vergebens ihre Kräfte versuchte, ein entscheidendes Uebergewicht.

3.) Die sinnlichen Triebe stehen mit den Geboten der Vernunft im ewigen Widerspruch, und handeln ihr unaufhörlich entgegen. Sie sind immer bemüht, der Vernunft die gesetzliche Herrschaft, die sie über unsere Gesinnungen und Handlungen ausüben will, zu entreissen. Daher jener immerwährende Kampf, ohne welchen die Tugend der Sterblichen nicht einmal gedenkbar ist, und eben daher die Unmöglichkeit auch für den tugendhaftesten der Menschen, den schädlichen Einfluß der Sinnlichkeit auf Moralität gänzlich zu hemmen. Aber auch hier stehet der Ehrtrieb dem Einfluß der Sinnlichkeit entgegen, und vereinigt sich

mit den Forderungen der Pflicht oder unterwirft sich wenigstens denselben. Er setzt den Jüngling wie den Mann in den Stand, der Tugend manch schweres Opfer zu bringen, sich Bequemlichkeiten zu versagen, wenn die Pflicht es gebeut, sinnliche Neigungen zu verleugnen, eigennützige Triebe zu unterdrücken, niedrige Zwecke höhern unterzuordnen, und alle Schwierigkeiten muthig zu bekämpfen, die sich ihm auf dem Wege seiner Bildung entgegenstemmen. Noch mehr. Der Trieb der Ehre, besonders, wenn er noch durch den Ruf der Pflicht und das Gebot der Vernunft unterstützt wird, ist mächtig genug, sogar den Trieb der Selbstliebe und der Selbsterhaltung zu besiegen. War es wohl etwas anders, was einen Sokrates abhielt, sein Leben durch die Flucht aus dem Gefängniß zu retten; was ihn antrieb, einen ungerechten Tod einem schmachvollen Leben vorzuziehen; oder flossen wohl die Grosthaten der Muciusse, der Deciusse und anderer Helden, deren Namen im Tempel der Unsterblichkeit glänzen aus einer andern Quelle?

Endlich kann auch der Trieb der Ehre noch da wirksam seyn, wo reine Bewegungsgründe zur Ausübung der Pflicht nichts mehr wirken. Ist dieser Trieb allein nicht im Stande, ächte Tugend hervor zu bringen, so hat er wenigstens die Kraft von pflichtwidrigen Handlungen zurückzuhalten. Oft hat schon die Furcht vor der Schande zur Verhinderung des Lasters da gewirkt, wo man gegen die Stimme der Tugend taub, und selbst gegen die Furcht positiver Strafen gleichgültig geblieben wäre. —

Da ich bisher die edle Abstammung des Ehrtriebes und

seine genaue Verwandtschaft mit Vernunft und Moralität dargethan habe, so brauche ich nun nicht erst seine Rechtmäßigkeit zu erweisen. Zugleich wird man aus dem, was bisher gesagt worden, beurtheilen können, was von den Grundsätzen derjenigen Moralisten zu halten sey, die den Ehrtrieb als einen Auswuchs der menschlichen Natur herabwürdigen, und mit einem eben so lächerlichen als vergeblichen Eifer bemüht sind, diesen Trieb wo möglich ganz auszurotten, um an seiner Stelle eine unnatürliche der vernünftigen Menschen-Natur selbst widersprechende Tugend zu gründen.

Wie ganz anders dachten hierinnen die edelsten Völker des Alterthums, Griechen und Römer! Alle Anstalten dieser vortrefflichen Nationen waren auf Gründung und Entwicklung des feinsten Ehrgefühls angelegt, und die Geschichte beweißt es zur Genüge, welche wohlthätige Folgen diß auf ihre ganze Kultur hatte, und wie viel diese frühzeitige Bildung des Ehrtriebs dazu beitrug, die herrlichsten Talente und Tugenden zu wecken, und jeden Bürger des Staats mit edler Ruhmbegierde und rühmlichem Wetteifer zu beseelen. Ich darf hier nur an die berühmten musikalischen Wettstreite der Griechen erinnern, die auf die Vervollkommnung der Wissenschaften und Künste, vorzüglich der schönen, einen so grossen und wichtigen Einfluß hatten. Indeß zogen auch die Griechen und Römer bei ihren Anstalten zur Erweckung bürgerlicher Tugenden und Talente die Sinnlichkeit ins Spiel, aber nur, um durch sie einer andern schädlichern Art von Sinnlichkeit entgegen zu wirken, und durch sinnliche Belohnungen, die in den Augen eines jeden den grösten Werth hatten, der Schwäche der Natur zu Hülfe zu kommen, und

die Bewegungs-Gründe zu edler Thätigkeit und Tugend (Virtuosität) zu verstärken.

Die Erfahrung aller Zeiten und Nationen hat es demnach längst bis zur vollen Gewißheit entschieden, daß die Bildung und Unterhaltung des Ehrtriebs die unversiegendste Quelle der edelsten Kraftäusserungen sey. Wo dieser Trieb geweckt und genährt wurde, da herrschte überall Thätigkeit, Wetteifer und Leben; wo äusserliche Ursachen die Bildung und Erweckung desselben hinderten, oder wo man ihn gar zu unterdrücken bemüht war, da erfolgte Trägheit, Erschlaffung, Tod. Je mehr eine Nation Empfänglichkeit für Empfindungen der Ehre besitzt, desto edler; je weniger sie in ihren Handlungen durch Empfindungen der Ehre geleitet wird, desto unedler ist sie. Hieraus ergibt sich nun die Folge von selbst, daß es erlaubt und rechmäsig seyn müsse, den Ehrtrieb auch bei Jünglingen, besonders bei denen, die in gemeinschaftlichen Erziehungs-Anstalten beisammen leben, frühzeitig zu bilden; — — gleichwohl könnte selbst aus dem, was bisher über das enge Band des Ehrtriebs mit der Vernunft und Moralität gesagt worden ist, die Nothwendigkeit der Erweckung dieses Triebs noch einigermassen bezweifelt werden. Wenn es wahr ist, daß der Ehrtrieb sich mit und durch die Vernunft von selbst entwickelt, könnte man einwenden, wozu ist es nöthig, auf die Bildung eines Triebes der ohnehin so leicht mißleidet werden, so leicht in Ehrsucht und falschen Ehrgeiz ausarten kan, eine besondere Aufmerksamkeit zu richten? Dieser Einwurf würde allerdings von Gewicht seyn, wenn er sich nicht auf einseitige mithin unrichtige Darstellung der menschlichen Na-

tur gründete; wenn es wahr wäre, daß Menschen, als sinnlich-vernünftige Wesen blos durch Bewegungsgründe der reinen Vernunft zum Handeln bestimmt werden könnten. Aber da die Sinnlichkeit ein eben so wesentlicher Theil der menschlichen Natur ist, als Vernunft und Moralität, so fließt schon hieraus die nothwendige Folge, daß die reinen Beweggründe der Vernunft noch durch sinnliche Triebfedern verstärkt werden müssen, wenn die Menschen geneigt gemacht werden sollen, der Stimme der Vernunft und Tugend auch mit Selbstverleugnung zu folgen. Die Richtigkeit dieses Grundsatzes fällt noch stärker in die Augen, sobald von demselben die Anwendung auf Jünglinge gemacht wird, bei denen die Sinnlichkeit, diese gefährliche Feindin der Vernunft und Moralität noch in voller Stärke wirkt, die noch nicht im Stande sind, die Beweggründe zur Ausübung ihrer Pflichten sich mit derjenigen Lebhaftigkeit zu denken, wodurch gute Entschlüsse zu Thaten reifen, und auf deren unbefestigte Gemüther die Aussicht der entferntern Vortheile einer nützlichen und anhaltenden Uebung der Geisteskräfte noch keine bleibenden Eindrücke hervorbringen kann.

Wie nöthig ist es demnach, daß vorzüglich bei Jünglingen, die zu ihrer künftigen Bestimmung für die Welt in öffentlichen Anstalten zubereitet werden, der Ehrtrieb als die sicherste Stüze der Vernunft und Sittlichkeit frühzeitig geweckt, daß ein edler Wetteifer unter ihnen auch durch Belohnungen entzündet und unterhalten werde, damit der Eifer im Guten, und der Fleiß in Wissenschaften und Künsten durch die Hindernisse und Schwierigkeiten, die sie

auf ihrem Wege antreffen, nicht allmählig ermatte und verkalte. — —

Irre ich mich, oder sind es nicht eben diese Gründe, welche den Durchlauchtigsten Stifter dieser Fürstlichen Anstalt schon bei der ersten Gründung derselben bewogen haben, öffentliche jährliche Prüfungen einzuführen, und ihren Beschluß durch eine feierliche Preiß-Austheilung zu krönen. Und sprechen nicht die herrlichen Früchte, welche unser Durchlauchtigster Herzog seit so vielen Jahren auch durch dieses Mittel in seiner Stiftung einerndtete, für die Weisheit und Wohlthätigkeit dieser Veranstaltungen lauter und überzeugender als die beredteste Zunge! — — —

Wenn aus den bisher angestellten Betrachtungen die Nothwendigkeit erhellet, den Ehrtrieb des Jünglings frühzeitig auch durch sinnliche Belohnungen zu wecken, so entsteht nun die Frage, wie es verhütet werden soll, daß dieser edle Trieb keine falsche Richtung erhalte, und in Ehrsucht und unerlaubten Ehrgeiz ausarte? Die Antwort auf diese Frage kann desto kürzer gefaßt werden, da sie schon in demjenigen enthalten ist, was über die ursprüngliche Verbindung des Ehrtriebs mit der Vernunft bisher ist erinnert worden.

Alle besondere Regeln, die man hierüber geben kann, fliessen zuletzt in folgender Hauptregel zusammen: „Man gebe dem Ehrtrieb eine solche Richtung, daß er der Vernunft, der höchsten Beherrscherin aller Triebe untergeordnet bleibe, nur ihre Forderungen unterstütze, und in der Befolgung des Vernunft- und Sitten-Gesetzes seine letzte und höchste Befriedigung finde.“

Um den Unterschied der reinen Ehrliebe vom unedlen Ehrgeiz genauer zu bestimmen, sey es mir noch vergönnt, zwischen beiden eine kleine Parallele zu ziehen.

1.) Der Ehrgeizige macht sich selbst zum letzten Zweck bei seinen Unternehmungen, selbst bei der Erfüllung seiner Berufs-Pflichten. Lob, Ehre, Belohnung sind die einzigen Triebfedern, die ihn bei seinen Handlungen in Bewegung setzen. Die höchste Beruhigung findet er nicht in dem Beifall seines eigenen Herzens, sondern in dem Urtheil, das andere über ihn fällen. Seine Thätigkeit ist nur so lange gespannt, als ihn die sichere Hoffnung der Belohnung oder eines Ersatzes anspornt; sobald diese verschwindet, ist auch sein Eifer erkaltet. — Der Ehrliebende dagegen handelt aus reinen Beweg-Gründen der Pflicht; er ist gegen Beifall, Lob und Ehre nicht gleichgültig, aber er macht diß nicht zum letzten Zweck seiner Thätigkeit, sondern ringt nach dem Beifall der Edlen nur darum; weil das Vernunft-Gesetz ihm dieses befiehlt. Erfüllung seiner Standes- und Berufs-Pflichten ist der letzte Zweck seines Bestrebens; diesen Pflichten handelt er gemäß, auch wenn ihn kein Lohn reizt; selbst, wenn Undank ihn trifft, und der rechtmäßige Lohn seines Verdienstes ihm entzogen wird. Das Bewußtseyn recht gehandelt zu haben, ist ihm ein hinreichender Ersatz bei dem Mangel äusserlicher Belohnungen; und er ist überzeugt, daß indem er dem Sitten-Gesetze gemäß handelt, die Achtung derjenigen Menschen ihm nicht fehlen könne, die das allgemeine Sitten-Gesetz selbst für die oberste Regel und Richtschnur ihrer Handlungen erkennen, deren

Urtheil also auch allein für ihn einen entscheidenden Werth hat. Auf gleiche Weise ist auch der Wett-Eifer des falschen Ehrgeizes von dem Wetteifer der ächten Ehrliebe wesentlich verschieden. Wenn der Ehrgeizige auf der Bahn, die er mit andern durchläuft, sich blos das zum höchsten Zweck macht, andern vorzulaufen, um vor diesen sich ausgezeichnet zu sehen, so ist im Gegentheil der höchste Zweck des Ehrliebenden die vollkommenste Ausbildung und bestmöglichste Anwendung seiner Gaben und Fähigkeiten; darum, weil er diß für den Ausspruch der Vernunft erkennet, dem er sich freiwillig unterwirft; also nicht, um andere zu übertreffen; sondern vielmehr, um sie zu gleicher Thätigkeit durch sein Beispiel zu reizen, und in Ihrer Gemeinschaft desto mehr für's allgemeine Beste wirken zu können. — —

Und nun vergönnen Sie mir, hoffnungsvolle Jünglinge, denen Carls Gnade das heutige Fest bereitete, von den bisher vorgetragenen Grundsätzen die Anwendung auf Sie mit derjenigen Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit zu machen, die das Verhältniß, in welchem ich als Freund und Lehrer gegen Sie stehe, erfordert.

Sie haben so eben aus Carls Händen die Belohnungen empfangen, womit der großmüthigste der Fürsten die Rechtschaffenheit und die gute Anwendung ihrer Fähigkeiten im verflossenen Studien-Jahre krönen wollte. Aber nun fragt sich's, mit welchen Gesinnungen haben Sie diese glänzenden Ehrenzeichen aus der milden Hand des fürstlichen Gebers hingenommen; und welches sind die Bedingungen, unter denen diese empfangene Ehren-Zeichen zu bleibenden

Ehrendenkmälern für Sie werden können? Wie sehr würden Sie Sich täuschen, wenn Sie Sich durch das frohe Bewußtseyn, sich dieser Belohnungen würdig gemacht zu haben, zu der Einbildung hinreissen liessen, diese Gnaden-Zeichen als einen natürlichen Tribut Ihres bisher angewendeten Fleisses zu betrachten. Vergessen Sie also niemals, daß diese Belohnungen freiwillige Geschenke sind, auf die Sie kein natürliches Recht hatten, und die Sie ganz allein der freien Großmuth Ihres Durchlauchtigsten Erziehers zu verdanken haben. Denken Sie den Gedanken lebhaft, daß es Pflicht für Sie war, die Talente, die Ihnen Gott gab, zum künftigen Nutzen der Gesellschaft und zur Freude Ihres Erhabensten Erziehers auch ohne Rücksicht auf unmittelbare Belohnung auszubilden, und von ihren Fähigkeiten ohne irgend eine eigennützige Absicht den bestmöglichsten Gebrauch zu machen. Vergessen Sie nie, daß die Ehren-Zeichen, die Sie aus der wohlthätigen Hand ihres Fürsten empfiengen, nicht sowohl Belohnungen als vielmehr Aufmunterungs-Mittel seyn sollen, ihren Fleiß zu beleben, und ihre Schritte auf der mühsamen aber ehrenvollen Bahn der Weisheit und Rechtschaffenheit zu erleichtern; daß endlich diese Belohnungen nur so lange einen wahren Werth für Sie haben können, so lange Sie Sich derselben würdig erhalten; daß sie im Gegentheil diesen Werth in eben dem Augenblik verlieren, in welchem Sie anfangen würden, auf der angetretenen Bahn stille zu stehen, oder gar zurükzugehen. Hüten Sie Sich besonders vor dem eitlen Wahn, das, was nach der Absicht des großen Gebers eigentlich Belohnung

des Fleisses und der edlen und treuesten Anwendung Ihrer Geisteskräfte seyn soll, mit Belohnungen des Genies oder des Talentes zu verwechseln. Wie ungereimt würde es seyn, den Begriff der Belohnung auf einen natürlichen und angebohrnen Vorzug, der jedes eigne Verdienst ausschließt, anwenden zu wollen! Erkennen Sie vielmehr, daß, je reichlicher die Natur Sie mit Gaben ausstattete, in eben dem Grade auch Ihre Verbindlichkeit wächst, diese Gaben anzubauen. Sehen Sie nicht auf die Bahn, die Sie bereits zurükgelegt haben, und auf diejenige, die etwa noch hinter Ihnen stehen zurück, sondern kehren Sie Ihre Blicke unverwandt dem erhabnen Ziel entgegen, das Ihnen aus weiter Ferne entgegenwinkt. Diß wird Sie vor dem eitlen Stolze bewahren, der schon manches aufblühende Genie in der Knospe erstickte, und Ihr Herz mit der liebenswürdigsten Tugend, mit dem schönsten Schmucke des Jünglings mit Bescheidenheit erfüllen. Dann aber, geliebteste Jünglinge, wenn von diesen Gesinnungen Ihre ganze Seele glühet, dann haben Sie auch der grossen Absicht des heutigen Festes Genüge gethan, und das Auge Ihres Durchlauchtigsten Erziehers blickt Ihnen freundlich und segnend entgegen.

V.

Ueber die Vorzüge und Gebrechen der Lykurgischen = Gesetzgebung und Staats=Verfassung.

Rede bei Niederlegung des Prorektorats an der Carls Hohen=Schule 1792.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr!

Euer Herzogliche Durchlaucht haben die gegenwärtige Stunde dazu bestimmt, daß ich in derselben die mir gnädigst übertragene Proréktorats=Würde feierlich niederlegen, und den akademischen Zepter, den ich seit mehr als einem Jahre unter den Flügeln E. H. D. geführt habe, nun in die Hände meines von Höchstdenenselben ernannten Nachfolgers übergeben soll. Mit dem Gefühle der tiefsten Verehrung, mit den Empfindungen des gerührtesten Danks übernahm ich das ehrenvolle Amt, welches E.

H. D. auf meine Schultern zu legen geruht haben; mit eben diesen Gefühlen trette ich heute von demselben auf den Wink E. H. D. wieder zurück. Ueberzeugt von der Schwäche meiner Einsichten und Kräfte ergriff ich den akademischen Zepter mit derjenigen Schüchternheit, welche die unzertrennliche Gefährtin jener Ueberzeugung ist; aber der süsse Gedanke an das gnädigste Vertrauen E. H. D., der feste Vorsatz, die mir übertragene Würde gewissenhaft, und nach meinen besten Kräften zu verwalten, endlich die beruhigende Hoffnung zu der Nachsicht E. H. D., diß alles besiegte meine Furchtsamkeit, und erhöhte meinen Muth. Und von welchen Empfindungen der Ehrerbietung und Dankbarkeit fühle ich in diesen feierlichen Augenblicken mein ganzes Herz durchdrungen, wenn ich mich der aufmunternden Unterstüzzung E. H. D. während der Führung meines Prorektorats, wenn ich mich der erfreulichen Zeugnisse und Proben der gnädigsten Zufriedenheit erinnere, womit Höstdieselbe mich von Zeit zu Zeit begnadiget haben! Möchte ich nur auch heute an dem Tag, da ich die höchste akademische Würde, womit E. H. D. mich bekleidet haben, wieder zurückgebe, möchte ich an dem heutigen Tage hoffen dürfen, bei dem fortgesezten Bestreben, die mir aufgelegten Pflichten zu erfüllen, die gnädigste Zufriedenheit E. H. D. verdient, und Höchstderoselben gerechten Erwartungen entsprochen zu haben! — Wie glücklich würde ich in diesem Falle seyn, wie gern und wie zufrieden würde ich von der Stufe wieder herabsteigen, zu welcher mich die Gnade E. H. D. erhub, und mit welchem Entzücken würde ich alsdann stets an die verflossenen Tage meines Prorektorats, und zugleich

an die ganze Reihe von Jahren zurückdenken können, seit denen ich des hohen Berufes gewürdiget wurde, in dieser von Carl gestifteten Weisheits-Schule unter der höchsten Aufsicht, und dem belebenden Einflusse Ihres Stifters, und im Bunde mit einer Reihe würdiger von Carl Selbstgewählter Lehrer an der Bildung einer zahlreichen und hoffnungsvollen Jugend zu arbeiten, und ein Werkzeug zur Ausführung des großen und edlen Planes zu seyn, welchen E. H. D. bei Gründung dieser Hohen-Schule entworfen und bis auf den heutigen Tag unabläßig verfolgt haben, des erhabenen Planes, aufgeklärte Menschen und nützliche Bürger des Staats zu erziehen!

Durchlauchtigster Herzog!

Ein weiter Schauplatz eröffnet sich hier meinen Bliken: aber ich verlasse denselben, um bei dem Zweck der gegenwärtigen Feierlichkeit stille zu stehen, und nach Vorschrift der akademischen Gesetze vor der Uebergabe der Prorektorats-Insignien über einen Gegenstand zu reden, der aus der Geschichte des Alterthums gehoben zum eigentlichen Gebiete des akademischen Lehrers gehört, und vom Gesichtskreise desselben leichter umfaßt wird. Es seye mir demnach vergönnt, über die Vorzüge und Gebrechen der Lykurgischen Gesetzgebung und Staats-Einrichtung einige kurze Betrachtungen anzustellen.

So oft wir die Namen der Gesetzgeber des alten Griechenlandes, die Namen eines Lykurg und Solon nen-

nen hören, pflegen wir von einem gleichsam unwillkührlichen Gefühle der Hochachtung und Bewunderung ergriffen zu werden. Zuweilen ist diese Bewunderung eine bloße Folge des Vorurtheils und der Gewohnheit. Die glänzenden Schilderungen alter und neuer Schriftsteller von den Tugenden, Talenten und Unternehmungen dieser Gestirne des Alterthums, die erhabene Lobpreisungen ihres Verdienstes haben sich von unserer frühen Jugend an unserer Seele so tief eingedrückt, und unserer Einbildungs-Kraft einen solchen Schwung mitgetheilt, daß wir uns dadurch gewöhnt haben, jene Männer nie anders, als in einem ausserordentlichen Lichte zu sehen, und ihre Namen mit einer Art von heiliger Ehrfurcht auszusprechen. —. Jedoch kann diese Bewunderung allerdings vernünftig und gegründet seyn, so ferne sie nemlich auf richtiger Schätzung und Würdigung ihres Verdiensts beruht; richtig aber wird diese Schätzung erst dann seyn, wenn wir den Maßstab derselben aus dem Zeitalter hernehmen, in welchem sie gelebt und gewirkt haben. Wer könnte überhaupt Männern seine Bewunderung versagen, die durch höhere Einsichten über ihr Zeitalter merklich hervorragen, die von diesen helleren Einsichten, ohne sich durch Hindernisse abschröcken zu lassen, den edelsten und gemeinnützigsten Gebrauch machen, und durch eine ungewöhnliche Thätigkeit in einem weitern Wirkungs-Kreise Veränderungen hervorbringen, die sich auf ganze Völker und Länder und Zeit-Perioden erstrecken! In diesem Sinn ist gewiß auch die Bewunderung, welche wir den unsterblichen Gesetzgebern des Alterthums zollen, vollkommen gerecht; nur darf diese Bewunderung, diese Anerkennung ihrer unleugbaren Verdienste

nicht in eine uneingeschränkte Billigung aller ihrer Anstalten und Einrichtungen übergehen, nur dürfen wir unsere Augen nicht vor den Mängeln nnd Gebrechen ihres gesetzgeberischen Planes mit Verleugnung der bessern Kenntnisse unsers aufgeklärtern Zeitalters verschliessen, nur dürfen wir uns nicht abhalten lassen, jenen Plan auf dem Probierstein der reinen Vernunft unpartheyisch zu prüfen. Dann erst wird das Studium der Geschichte und des Alterthums für den Jüngling lehrreich, wenn der relative Werth der Versuche, welche im Alterthum für Bürger- Glück und Staats- Wohl gemacht wurden, auf der Wage der ruhig prüfenden Vernunft gewogen, und durch jenes Studium wahre philosophische Kenntniß, die der letzte Zweck alles Wissens bleibt; befördert wird. — — Aus diesem Gesichts-Punkt sey es mir nunmehr erlaubt, die Gesetzgebung Lykurgs kürzlich zu prüfen.

Um den Lykurgischen Plan gehörig würdigen zu können, muß man auf die damalige politische Lage von Sparta zurüksehen, und die Verfassung kennen lernen, worinnen er Lacedämon fand, als er seinen neuen Entwurf zum Vorschein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt versehen, standen an der Spize des Staats; jeder eifersüchtig auf den andern, jeder geschäftig, sich einen Anhang zu machen, und die Gewalt seines Thron-Gehülfen zu beschränken. Diese Eifersucht hatte sich von den zwei ersten Königen Procles und Euristhenes auf ihre beiderseitige Linien bis auf Lykurg fortgeerbt, so, daß Sparta während dieses langen Zeitraums unaufhörlich von Faktionen beunruhigt wurde. Jeder König suchte durch Bewilligung großer Freiheiten das Volk zu bestechen, und diese Bewilligungen führ-

ten das Volk zur Frechheit und zum Aufruhr. Zwischen Monarchie und Demokratie schwankte der Staat hin und her, und gieng mit schnellem Wechsel von einem Extrem auf das andere über. Zwischen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Grenzen gezeichnet; der Reichthum floß in wenigen Familien zusammen. Die reichen Bürger mißhandelten die armen, und die Verzweiflung der letztern brach in Empörung aus. In diesem Zustand fand Lykurg Sparta; unbestimmte Grenzen der königlichen Gewalt, ungleiche Austheilung der Glüks-Güter unter den Bürgern, Mangel an Gemein-Geist und Eintracht und eine gänzliche politische Entkräftung waren die Uebel, die sich dem Gesetzgeber am dringendsten darstellten, auf deren Hinwegräumung er also bei seiner Gesetzgebung vorzüglich Bedacht nahm.

Lange zuvor, ehe er seinen Plan bekannt machte, hatte er sich auf denselben gehörig vorbereitet. Um die verschiedene Sitten und Regierungsformen anderer Völker kennen zu lernen, hatte er die Küsten Asiens besucht, und sich am längsten zu Kreta aufgehalten, wo die weisen Gesetze des Minos seine Aufmerksamkeit vorzüglich beschäftigten. Hier nun brachte er seinen Plan vollends zur Reife, kehrte aber doch nicht eher nach Sparta zurück, bis er ihn zuvor von dem Orakel zu Delphi hatte bestätigen lassen, um unter seinen Mitbürgern als ein Bevollmächtigter des Himmels mit einem desto grössern Nachdruck aufzutreten, und seinem Plan das Sigel der Göttlichkeit aufzudrücken.

Die erste Einrichtung Lykurgs betraf die Regierung. Um künftig zu verhindern, daß die Republik zwischen könig‑

licher Tyranney und anarchischer Demokratie hin- und hergeworfen würde, legte er eine dritte Macht, als Gegengewicht in die Mitte; er gründete einen Senat. Die Senatoren, 28 an der Zahl sollten auf die Seite des Volks treten, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten; und wenn im Gegentheil die Gewalt des Volks zu groß werden wollte, die Könige gegen dasselbe in Schuz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch es jedem Theil unmöglich gemacht wurde, den andern zu überwältigen; und wodurch ein glückliches Gleichgewicht unter den verschiedenen Theilen des Staats hergestellt wurde. Aber einem dritten Fall hatte Lykurg nicht begegnet, wenn nemlich der Senat selbst seine Macht mißbrauchte. Der Senat konnte sich als ein Mittel-Glied ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe gleich leicht mit den Königen, wie mit dem Volk verbinden, aber ohne große Gefahr des Staats durften sich die Könige nicht mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieser fieng daher bald an, seine vortheilhafte Lage zu benuzen, und einen ausschweifenden Gebrauch von seiner Gewalt zu machen. Der Nachfolger des Lykurg ergänzte deswegen diese Lücke, und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten, so wie sie überhaupt über alle Theile der Staats-Verwaltung die oberste Aufsicht führten. *)

---

*) Diß war ohne Zweifel der nächste Grund und Zweck ihrer Einsetzung. Aber eben in diesem Zweck lag zugleich auch die Befugniß, dem Mißbrauch der königl. Gewalt selbst Schranken zu setzen, und die Könige zur Verantwortung zu ziehen, eine Befugniß, von welcher die Ephoren nach der Geschichte manchmal einen so ausgedehnten Gebrauch machten, daß sie ein Straf-Recht gegen die Könige ausübten, und sie absetzten. —

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung, welche Lykurg machte. Diese war: das ganze Land in gleichen Theilen unter den Bürgern zu vertheilen, und den Unterschied zwischen Reichen und Armen auf immer aufzuheben. Ganz Lakonien wurde nach der Zahl der Familien-Häupter in 30,000 Felder, der Acker um die Stadt selbst in 9000 Felder getheilt, jedes groß genug, daß eine Familie sich reichlich davon ernähren konnte. Auch dieser Entwurf wurde zu Stande gebracht, und Lykurg selbst weidete sich an dem neuen Schauspiel, als er in der Folge das Land durchreiste. Ganz Lakonien, rief er aus, gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter sich theilen!

Eben so gern, wie die Aecker, hätte Lykurg auch die beweglichen Güter vertheilt; aber diesem Vorhaben stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er versuchte also, durch Umwege zu diesem Ziel zu gelangen, und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von selbst fallen zu machen. Er fieng damit an, alle goldnen und silbernen Münzen zu verbieten, und an ihrer statt eiserne einzuführen. Zugleich gab er einem großen Stück Eisen einen sehr geringen Werth, daß man einen großen Raum brauchte, um eine kleine Geldsumme aufzubewahren, und viele Pferde, um sie fortzuschaffen. Wer sollte nun stehlen, oder sich bestechen lassen, da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte! — Lykurg entzog also durch dieses Verbot seinen Mitbürgern nicht nur die Mittel zur Ueppigkeit, — er rückte ihnen auch die Gegenstände derselben aus den Augen. Sparta's eiserne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andere hatte

sie ihm nicht zu geben. Alle Künstler, die für den Luxus arbeiteten, verschwanden jezt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erschien mehr in seinen Häfen; kein Abendtheurer zeigte sich mehr, sein Glück in diesem Lande zu suchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wollust zu brandschazen; denn sie konnten nichts mit sich hinwegnehmen, als eiserne Münzen, die in allen andern Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Noch auf eine andere Art arbeitete Lykurg der Ueppigkeit entgegen. Diß geschah vermittelst der öffentlichen, gemeinschaftlichen Mahlzeiten, wobei alle Bürger erscheinen, und dieselbe vorgeschriebene Kost miteinander theilen mußten. Unter den Speisen der Spartaner ist die schwarze Suppe berühmt; ein Gericht, zu dessen Lobe gesagt wurde: die Spartaner hätten gut tapfer seyn, weil es kein so großes Uebel wäre, zu sterben, als ihre schwarze Suppe zu essen. Durch die Einführung dieser gemeinschaftlichen Speisung gewann Lykurg übrigens für seinen Zweck sehr viel. Aller Luxus in Tafel-Geräthe hörte nun auf, weil man an dem öffentlichen Tisch keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf einmal Einhalt gethan; gesunde und starke Körper waren die Folge dieser Mäßigkeit und Ordnung. Die gemeinschaftliche Speisung gewöhnte überdiß die Bürger an Eintracht, Gemeingeist und gleiche Gemüthsstimmung, und knüpfte das Band der Bürger-Vereinigung desto fester.

Lykurg begriff wohl, daß es nicht damit gethan sey, Gesetze für seine Mitbürger zu schaffen; er mußte auch Bür-

ger für seine Gesetze erschaffen. In den Gemüthern seiner Spartaner mußte er seiner Verfassung die Dauer sichern, in diesen mußte er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertödten. Der wichtigste Theil seiner Gesetzgebung war daher die Erziehung, und durch diese schloß er gleichsam den Kreis, in welchem der spartanische Staat sich um sich selbst bewegen sollte.

Seine Sorgfalt für die Kinder erstreckte sich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibes-Uebungen gehärtet, um starke und gesunde Kinder leicht zu gebähren. Der Bräutigam mußte sie rauben, und durfte sie auch nur des Nachts und verstohlen besuchen. Dadurch blieben beyde in den ersten Jahren der Ehe einander gleichsam noch fremd, und ihre Liebe blieb neu und lebendig. Aus der Ehe selbst wurde alle Eifersucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit, ordnete der Gesetzgeber seinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um gesunde Kinder für den Staat zu gewinnen. — Sobald das Kind gebohren war, gehörte es dem Staat. Vater und Mutter hatten es verlohren. Es wurde von den Aeltesten besichtigt; wenn es stark und wohlgebildet war, übergab man es einer öffentlichen Wärterin; war es schwächlich und mißgestaltet, so warf man es in einen Abgrund am Berge Taygetus. — Im siebenden Jahr kam der Knabe aus den Händen der Wärterin, und wurde mit andern seines Alters gemeinschaftlich erzogen. Wissenschaftliche Bildung war aus dem Erziehungs-Plan der Spartaner gänzlich ausgeschlossen; desto eifriger war man bemüht, kriegerische Tugenden, Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Eh-

geiz in die Seele des jungen Bürgers zu pflanzen, und seinen Körper frühe durch Liebesübungen abzuhärten.

Die Alten waren bei den Spielen der Jungen zugegen, beobachteten das aufkeimende Talent, und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn die jungen Bürger sich satt essen wollten, mußten sie die Lebensmittel dazu stehlen; und wer sich ertappen ließ, hatte eine harte Züchtigung und Schande zu gewarten. Lykurg wählte diß Mittel, um sie frühe an List zu gewöhnen, eine Eigenschaft, die er für den kriegerischen Zweck, zu dem er sie bildete, für eben so wichtig hielt, als Leibesstärke und Muth. Es ist schon bemerkt worden, wie wenig gewissenhaft Lykurg in Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, seinen politischen Zweck zu verfolgen. Uebrigens muß man hiebei in Betrachtung ziehen, daß weder die Entweihung der Ehen, noch dieser befohlene Diebstahl in Sparta den politischen Schaden anrichten konnte, den sie in jedem andern Staat würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, so war sie unabhängig vom Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta das Eigenthum einen geringen Werth hatte, und fast alle Güter gemeinschaftlich waren, so war die Sicherheit des Eigenthums kein so wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf, — besonders, wenn der Staat selbst ihn lenkte, und Absichten dadurch erreichte, kein bürgerliches Verbrechen.

Nach Lykurgs Plan sollte die Anhänglichkeit an das Eigenthum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachstehen, und die Gemüther, durch keine Privat-Sorge zerstreut, nur dem Staate leben. Darum fand er für gut

und nothwendig, seinen Mitbürgern auch die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens zu ersparen, und diese durch Fremdlinge verrichten zu lassen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit, oder die Freude an häuslichen Geschäften ihren Geist vom Interesse des Vaterlandes abzöge. Die Aecker und das Hauswesen wurden deßwegen von Sklaven besorgt, die unter dem allgemeinen Namen der Heloten bekannt sind. Nirgends war das Schicksal dieser unglücklichen Menschen trauriger, nirdends der Gebrauch, den man von ihnen machte, abscheulicher, als in Sparta. Man betrachtete sie als ein Geräthe, von dem man zu politischen Absichten, wie man wollte, Gebrauch machen könnte, und die Menschheit wurde auf eine wirklich empörende Weise in ihnen verspottet. Um der spartanischen Jugend ein abschröckendes Bild von der Trunkenheit zu geben, zwang man diese Heloten sich zu betrinken, und stellte sie in diesem Zustand öffentlich zur Schau aus. Man ließ sie schändliche Lieder singen, und lächerliche Tänze tanzen; die Tänze der Freigebohrnen waren ihnen verboten.

Eine solche Behandlung mußte die Rache der Heloten entflammen, besonders, da sie der Zahl nach den Bürgern weit überlegen waren. Um sich dagegen in Sicherheit zu setzen, und die gefährliche Anzahl der Sklaven zu vermindern, verübte man gegen sie eine noch unmenschlichere Grausamkeit. Der Senat schickte zu gewissen Zeiten eine Zahl der kühnsten und tapfersten Jünglinge aufs Land, nichts als ein Dolch und ein wenig Speise wurde ihnen auf die Reise mitgegeben. Am Tage war ihnen auferlegt, sich verborgen zu halten; des Nacht aber brachen sie aus ihrem Hin-

terhalt hervor, zogen auf die Strassen, und schlugen die Heloten todt, die ihnen in die Hände fielen. Diese barbarische Anstalt nannte man daher die Cryptia, ob sie aber von Lykurg herrührt, ist ungewiß.

Weil den Bürgern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, so brachten sie ihr ganzes Leben müßig zu; die Jugend übte sich in kriegerischen Spielen, und die Alten waren die Zuschauer und Richter bei diesen Uebungen. Einem spartanischen Greiß gereichte es zur Schande, von dem Orte wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf solche Art lebte jeder Spartaner mit dem Staat, alle seine Handlungen waren öffentlich. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn; der National-Geist eine unaufhörliche Nahrung; die Idee von Vaterland und vaterländischem Interesse verwebte sich innig mit dem Leben aller Bürger.

Diß, D. H., sind die vornehmsten Grundzüge der Lykurgischen Gesetzgebung. Wirft man einen bloß flüchtigen Blick auf dieselbe, so erscheint sie unter allen ähnlichen Instituten des Alterthums als das vollendetste. Alles schließt sich darinn aneinander an; eines wird durch alles, und alles durch eines gehalten. Bessere Mittel konnte Lykurg wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nemlich, der von allen andern isolirt, sich selbst genug und fähig wäre, durch innern Kreißlauf und eigene lebendige Kraft sich zu erhalten. Kein Gesetzgeber hat je einem Staat diese Einheit, diß National-Interesse, diesen Gemein-Geist gegeben, den Lykurg dem seinigen gab. Und wodurch bewirkte er diß? — Dadurch,

daß er die Thätigkeit seiner Mitbürger auf den Staat zu leiten wußte, und ihnen alle Wege verschloß, dieser Thätigkeit eine andere Richtung zu geben. Alles, was Menschenseelen fesselt, und Leidenschaften entzündet, alles ausser dem politischen Interesse hatte er durch seine Gesetzgebung entfernt. Reichthum und Wollüste, Wissenschaft und Kunst hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinschaftliche Armuth fiel die Vergleichung der Glücks-Umstände hinweg, die in den meisten Menschen die Gewinnsucht entzündet; der Wunsch nach Besitzthümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, sie zu zeigen und zu benuzen. Durch die Unwissenheit, welche die Köpfe der Spartaner verfinsterte, verwahrte sie Lykurg gegen die Unzufriedenheit mit der Verfassung, die er ihnen gegeben hatte, und gegen die Eingriffe, die ein erleuchteter Kopf in dieselbe gethan haben würde; eben diese Unwissenheit, mit dem rauhen National-Troz verbunden, der jedem Spartaner eigenthümlich war, stand ihrer Vermischung mit andern griechischen Völkern unaufhörlich im Wege. Das Vaterland war das erste Schauspiel, das sich den spartanischen Knaben zeigte, wenn er zum denken erwachte. Es war der erste Eindruk in seinem Gehirne, und sein ganzes Leben war eine immerwährende Erneurung dieses Eindrucks. Daher ist es auch kein Wunder, daß die spartanische Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich scheinen muß. Daher kam es, daß bei dem Bürger dieser Republik gar kein Zweifel statt finden konnte, wenn es darauf ankam, zwischen Selbsterhaltung und Rettung des Vaterlandes zu wählen. Gegen seinen eigenen Zweck

gehalten ist demnach Lykurgs Gesetzgebung ein Meisterstük der Staats- und Menschenkunde. — Aber hält man den Zwek, den Lykurg sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung tretten, die uns der erste flüchtige Blick abgewonnen hat. — Alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden; nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck; er ist nur wichtig, als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck ist kein andrer, als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staats-Verfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln; hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht, und in ihrer Art noch so vollkommen seyn. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhm; — sie ist dann nur ein verlängertes Uebel; je länger sie Bestand hat, desto schädlicher ist sie.

Mit diesem allgemeinen Maßstab versehen, können wir nicht lange zweifelhaft seyn, wie wir den Lykurgischen Plan beurtheilen sollen. Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintansetzung aller andern geübt wurde, Vaterlands-Liebe. Diesem künstlichen Trieb wurden die natürlichsten, schönsten Gefühle der Menschheit zum Opfer gebracht. Auf Unkosten aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst errungen, und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine ehliche Liebe, keine Mut-

terliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundschaft; — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hat man jene spartanische Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von sich stieß, und nach dem Tempel eilte, den Göttern für den gefallenen zu danken. Zu einer solchen unnatürlichen Stärke des Geistes hätte man der Menschheit nicht Glück wünschen sollen. Eine zärtliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt, als ein heroisches Zwitter-Geschöpf, das die natürliche Empfindung verläugnet, um eine künstliche Pflicht zu befriedigen. Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menschen-Gefühl in Sparta ertödtet; und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, die Schätzung des allgemeinen Menschen-Werthes gieng unwiederbringlich verloren. Ein Staats-Gesetz machte den Spartanern die Unmenschlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht; in diesen unglücklichen Schlacht-Opfern wurde die Menschheit beschimpft und mißhandelt. In dem spartanischen Gesetzbuch selbst wurde der gefährliche Grundsatz geprediget, Menschen als Mittel, und nicht als Zwecke zu betrachten; — dadurch wurden die Grundfesten des Natur-Rechts und der Sittlichkeit gesetzmäßig eingerissen. Die ganze Moralität wurde Preiß gegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Werth hat. —

Kan etwas widersprechender seyn, und kann ein Widerspruch schrecklichere Folgen haben, als diese? Aber, nicht genug, daß Lykurg seinen Staat auf den Ruin der Sittlichkeit gründete; er arbeitete auch von einer andern Seite

gegen den höchsten Zweck der Menschheit; indem er durch sein fein ausgedachtes Staats-System den Geist der Spartaner auf derjenigen Stufe festhielt, worauf er ihn gefunden hatte. — Aller Kunstfleiß war aus Sparta verbannt; alle Wissenschaften wurden vernachläßigt; aller Handels-Verkehr mit fremden Völkern wurde verboten, alles Auswärtige ausgeschlossen. Dadurch wurden alle Kanäle gesperrt, wodurch seiner Nation helle Begriffe zufliessen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit sollte sich der spartanische Staat nur um sich selbst bewegen. — Was man also zum Lobe des Lykurg angeführt hat, daß Sparta nur so lange blühen würde, als es dem Buchstaben seines Gesetzes folgte, ist gerade das schlimmste, was von ihm gesagt werden konnte. Der Staat des Lykurgs konnte nur unter der einzigen Bedingung bestehen, wenn der Geist des Volks stille stand; er konnte sich also nur dadurch erhalten, daß er den höchsten und einzigen Zweck eines Staates verfehlte. — Doch, zum Glück für die spätern Bewohner von Sparta stand es nicht in der Macht ihres Gesetzgebers, jenen Stillstand, der in seinem Plane lag, zu verewigen. — Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß das natürliche Streben des menschlichen Geistes zu höherer Vollkommenheit zwar aufgehalten, aber niemals unterdrückt werden kann. Auch die Geschichte des spartanischen Staates hat diese Wahrheit bestätigt. Der Entwurf Lykurgs, der auf die Unterdrückung des natürlichsten Bedürfnisses und der edelsten Kräfte der Menschheit berechnet war, mußte scheitern, und das künstliche Staats-Gebäude, welches er auf denselben errichtet hatte, mußte früher oder später in sich sel-

der zerfallen. Kein Wunder also, daß der spartanische Staat in der Folge wirklich zerfiel; eher sollte man sich darüber wundern, wie dieser Staat sich in dieser Spannung noch mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten konnte.

Nimmt man alles bisher Gesagte zusammen, so verschwindet der falsche Glanz, wodurch die einzige hervorstechende Seite des spartanischen Staats ein unerfahrnes Auge blendet, — wir sehen nichts mehr, als einen noch höchst unvollkommenen Versuch; die erste Probe des jugendlichen Welt-Alters, dem es noch an Erfahrung und Einsicht fehlte, die wahren Verhältnisse der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieser erste Versuch ausgefallen ist, so muß er doch einem philosophischen Forscher der Menschen-Geschichte immer sehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Riesenschritt des menschlichen Geistes, dasjenige als ein Kunstwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall überlassen gewesen war. Unvollkommen mußte nothwendig der erste Versuch in der schwersten aller Künste seyn, aber schätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigsten aller Künste angestellt worden ist. Die Bildhauer fiengen mit Hermes-Säulen an, ehe sie sich zu der vollkommenen Form eines Antinous, eines vatikanischen Apollo erhuben; die Gesetzgeber werden sich noch lange in rohen Versuchen üben, bis sich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte von selbst darbietet.

Durchlauchtigster Herzog!

Wenn der Grundsatz, nach welchem ich bisher die Gesetzgebung des Lykurgs geprüft habe, richtig ist, so darf

man es wohl unter die vorzüglichsten Kennzeichen der Aufklärung unsers Zeitalters rechnen, daß derselbe niemals so überzeugend erkannt, niemals so thätig befolgt wurde als in unseren Tagen. Mag auch die spekulative Frage, welches die beste Regierungsform sey, unter die noch unaufgelößte Probleme der Staatskunst gehören, mögen die Streitigkeiten über die ursprüngliche Quelle der Staats-Gewalt und über die beste Vertheilung derselben, die mit so vieler Leidenschaft in unsern Tagen geführt werden, immerhin unausgemacht bleiben; darüber gibt es doch überall nur eine Stimme, daß keine Verfassung den Namen einer guten und daurenden Verfassung verdiene, in welcher der Staats-Zweck nicht mit dem Zwecke der Menschheit übereinstimmt. Alle gesittete Staaten der heutigen Welt, so verschieden auch ihre Regierungsform seyn mag, sind längst darüber einig geworden, daß Moralität, daß gesetzliche Freiheit, daß gesellige Tugend, daß fortschreitende Aufklärung und ein freyer unbeschränkter Gebrauch der vernünftigen Kräfte des Menschen die dauerhafteste Grundlage einer jeden Staats-Verfassung sey, und in eben dem Maaß die öffentliche Wohlfahrt befördere, in welchem durch sie die Privat-Glückseligkeit des einzelen Bürgers vermehrt wird. Welch' einen großen Vorzug behauptet daher unser gegenwärtiges Staatensystem vor jenen gepriesenen Freistaaten des Alterthums, die, wenn sie auch nicht wie der spartanische Staat die Fortschritte der Kultur absichtlich hemmten, doch die freyen Handlungen des Bürgers ohne Noth beschränkten, und durch Zwangs-Gesetze Handlungen zur Pflicht machten, die der freien moralischen Entschliessung des Menschen überlassen

seyn sollten, die daher eben darum, weil sie geboten sind, aufhören, den Namen der Tugend zu verdienen. — Gedankt sey es also der Vorsehung, daß wir in einem Zeitalter leben, in welchem der Grundsatz, daß Staats-Wohl dem Menschen-Wohl untergeordnet sey, von so vielen und mächtigen Regenten Europens erkannt und ausgeübt wird, daß so manche Thronen von Fürsten besetzt sind, die durch Begünstigung einer gesetzmäßigen Freiheit, durch Errichtung und Unterhaltung solcher Anstalten, in denen die mannigfaltigsten Anlagen der Menschheit entwickelt werden, durch Beförderung der Künste und Wissenschaften, durch Aufmunterung und Belohnung des Verdienstes von jeglicher Art über Mit- und Nachwelt Seegen verbreiten, und sich selbst durch ihre Thaten den Lohn der Unsterblichkeit und den ehrwürdigen Namen der Wohlthäter des Menschen-Geschlechtes erringen. — Glückliches Wirtemberg, das in Seinem Carl einen solchen Regenten verehrt; glückliche Carls Hohe-Schule, in welcher unter Carls Leitung die Bildung des Bürgers mit der Bildung des Menschen so weise vereiniget wird!

VI.

Bemerkungen über die Sprache des Homer, aus dem Gesichtspunkt ihrer Uebereinstimmung mit der allgemeinen Kinder- und Volks-Sprache.

Eine Glückwünschungs-Schrift bei der Amts-Jubel-Feyer seines Vaters, des Pfarrer Nast in Plochingen vom J. 1800.

Wenn der Tag, an welchem Sie, Verehrungswürdigster Vater! das Gedächtniß von 50 im Dienste des Vaterlandes und der Kirche verlebten Jahren feierlich begehen, für Sie Selbst ein Tag der Freude und des Dankes ist; wenn an der Freude dieses Tages so viele Ihrer Gönner und Freunde in der Nähe und Ferne, abwesend und anwesend den lebhaftesten Antheil nehmen, welch' ein Fest muß dieser Tag für mich, und für meine Brüder seyn! — Ueberall schallen Glück- und Segens-Wünsche Ihnen an diesem festlichen Tage entgegen; wie könnte bei diesem Ju-

bei der Mund Ihrer Söhne verstummen! Nein, je näher uns die Ehre und Freude Ihrer Amts-Jubel-Feier angeht, desto inniger fühlen wir die Pflicht, Ihnen, bester Vater! bei dieser feierlichen Gelegenheit ein kleines Denkmal zu stiften, und ein öffentliches Zeugniß unserer kindlichen Liebe, Verehrung und Dankbarkeit abzulegen. O! möchte ich nur im Stande seyn, Ihnen die kindlichen Gefühle recht lebhaft zu schildern, von denen jezt mein eigenes Herz, und das Herz meiner Brüder erfüllt ist! Möchte ich Ihnen alle die dankbaren Erinnerungen aufzählen und ausdrücken können, welche der heutige Tag, an dem wir das schönste und edelste aller Familien-Feste gemeinschaftlich feiern, in unsere Seele zurückruft!

Tiefgerührt preisen wir heute die gütige Vorsehung, die uns einen Vater gab, dem wir nicht blos das Leben, sondern das, was dem Leben erst seinen Werth gibt, eine gute und sorgfältige Erziehung, und einen sehr grossen Theil unserer Ausbildung verdanken, der die ersten Keime des Wahren, des Guten und des Schönen in unsre Seele pflanzte, und sich eifrig bestrebte, uns zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft, zu brauchbaren Bürgern des Staas heranzuziehen. Mit gleicher Innbrunst danken wir dem Allgütigen, daß Er uns diesen guten Vater erhielt, und ihm die Freude gewährte, auch die Früchte der Arbeit zu sehen, die er einst auf die Erziehung seiner Söhne verwandte, daß Er besonders dem Edlen Manne, der sein ganzes Leben der treuen Erfüllung seiner Berufs-Pflichten und einer gemeinnützigen Thätigkeit weihte, das seltne Glück zu Theil werden ließ, mit dem Ende eines Jahrhunderts die rühmliche Laufbahn

von 50 Dienstjahren zu vollenden, um mit neugestärkter Kraft bei dem Anfang eines neuen Jahrhunderts eine neue Periode des Lebens und der Thätigkeit anzutreten. — In der That, nur wenigen ist es vergönnet, dieses schöne Ziel zu erreichen, und unter diesen wenigen, wie viele sinken nicht am erreichten Ziele ermüdet nieder? Nicht so der ehrwürdige Greis, dessen Jubel-Fest wir heute begehen. Noch steht Er aufrecht und mit fester Gesundheit am erreichten Ziel. Noch fühlt Er Thätigkeit genug in sich, seinen Lauf mit verjüngter Kraft aufs neue fortzusetzen, bis Ihn der Wille des Allerhöchsten von dieser irrdischen Laufbahn zu einer höheren abrufen wird; Freundlichkeit strahlt aus Seinem Auge, Heiterkeit lacht aus jeder Seiner Minen, rege Munterkeit belebt alle Seine Glieder und Bewegungen, und mit voller Gegenwart des Geistes erndtet Er heute den Lohn einer fünfzigjährigen Arbeitsamkeit; genießt Er heute mit erhöhtem Entzücken die süßen Früchte eines in unermüdeter und nützlicher Thätigkeit zugebrachten Lebens. Sollte es hier erst nöthig seyn, die mannigfaltigen Verdienste des würdigen Jubel-Greises zu rühmen und auseinander zu setzen? Nein! der Sohn würde sich ohnehin am wenigsten zum Herold und Lobredner des väterlichen Verdienstes schicken. — Und wozu auch Lobsprüche auf einen Mann, den die allgemeine und öffentliche Stimme schon längst unter die Zahl vorzüglich verdienter Männer aufgenommen hat, den so viele edle und würdige Männer im Vaterland und im Ausland von jeher mit ihrer Achtung und Freundschaft beehrt haben, den der Dank so vieler auch durch Ihn gebildeten Schüler durchs Leben begleitet, kurz, dessen öffentliche und auf mancherlei Art aus-

gezeichnete Jubel-Feier selbst die ächteste und lauteste Zeugin seiner anerkannten Verdienste ist! Doch vergeben Sie, geliebtester Vater! wenn ich hier, wo alles mich an Ihre Verdienste erinnert, versucht werde, sie ins Licht zu setzen. Allein Ihre anspruchlose Bescheidenheit, die aus der kurzen und einfachen Erzählung Ihres Lebenslaufes so deutlich hervorleuchtet, verbietet mir davon zu reden. Ich gehorche und schweige. Nur erlauben Sie mir die einzige Bemerkung, daß auch Ihr Beyspiel die Wahrheit dessen bestätigt, was Cicero in seinem Buch vom hohen Alter so wahr und treffend sagt: „Was kann angenehmer seyn, als ein hohes Alter, wenn es von gemeinnützigen Kenntnissen, die man sich in der Jugend erwarb, begleitet wird! Das ist ein elendes Alter, das nur durch Worte sich schützet. Nicht die grauen Haare, nicht die Runzeln sind es, die das Alter ehrwürdig machen: nur ein in edlen Handlungen zugebrachtes Leben ist es, was dem Alter Würde, Ansehen und Ehre verschaft."

Auch Sie, verehrtester Vater! geniessen jetzt auf der hohen Stufe des Alters, auf welcher Sie stehen, die Ehre und Würde, die die unzertrennliche Folge und Begleiterin wahrer Verdienste ist; in den mannigfaltigen Kenntnissen und Einsichten aber, die Sie Sich als Jüngling und Mann erworben haben, und in denen Sie unaufhörlich fortgeschritten sind, finden Sie nun als Greis die volleste Entschädigung und den reichsten Ersatz gegen die Beschwerden, welche von dem hohen Alter sich nicht trennen lassen; ja die literarischen Beschäftigungen, die Sie auch jetzt noch fortsetzen, sind für Sie eine nieversiegende Quelle der angenehmsten Empfindungen, und eine Würze der unschuldigen Freu[illegible] des

geselligen Lebens und des freundschaftlichen Umgangs, für welchen Sie auch noch jetzt so lebhaft gestimmt sind. Die Heiterkeit Ihres Gemüths, die Munterkeit und noch immer anhaltende Thätigkeit Ihres Geistes, Ihre noch so dauerhafte Gesundheit, die noch ungeschwächte Schärfe Ihrer Sinne und Organe, der leichte und volle Gebrauch Ihrer Leibes- und Seelen-Kräfte, alles dieses ist ein neuer zuverläßiger Beweis, daß eine beständige Uebung der Kräfte zugleich das beste Mittel ist, sie zu erhalten, und daß die gute Anwendung der früheren Jahre uns am sichersten einem frohen, glücklichen und zufriedenen Alter entgegenführt. Denn wer den Gang Ihres Lebens auch nur wenig kennt, der weiß, daß es eine Kette von Arbeiten war, daß Sie die Stunden des Tages, die von öffentlichen Arbeiten frey waren, zu nützlichen Privatbeschäftigungen in manchen Fächern der Wissenschaften anwendeten, und Ihre ganze Erholung nur in dem Wechsel der Arbeit fanden. Mit welchem Vergnügen, mit welcher innern Zufriedenheit können Sie nun aber auch auf die zurückgelegten Jahre Ihres Lebens zurücksehen, und das süsse Bewußtseyn geniessen, durch rastlose und vielseitige Thätigkeit Ihr eigenes Leben verlängert, und Ihre Kräfte gestärkt zu haben; und wie ruhig auf der andern Seite den Augenblik erwarten, in welchem Sie einst Ihr müdes Haupt niederlegen, und in die Wohnungen des Friedens und der Ruhe eingehen werden.

Ich habe nun alles gesagt, was die kindliche Pflicht und Liebe mir zu sagen gebot. Statt aller weitern feierlichen Glückwünsche will ich Sie lieber mit einem Gegenstand unterhalten, von welchem ich gewiß weiß, daß er auch für Sie

nicht ohne Reiz seyn wird, da er mit einer Ihrer vormaligen Lieblingsbeschäftigungen, die Sie auch jezt noch fortsetzen, mit Ihren grammatischen Forschungen über unsre vaterländische Sprache gewissermaßen verwandt ist. Ich werde Ihnen nemlich einige Bemerkungen über die Sprache des Homer, vornemlich aus dem Gesichtspunkt ihrer Analogie und Uebereinstimmung mit der allgemeinen Kinder- und Volks-Sprache vorlegen, auf die ich bei wiederhohlter Erklärung dieses Dichters in meinen öffentlichen Lehrstunden gestossen bin, und wünsche nichts mehr, als daß dieses kleine literarische Geschenk, das ich Ihnen an Ihrem Amts-Jubel-Feste weihe, Ihnen angenehm, und die Bemerkungen selbst, welche ich über Homers Sprache machen werde, Ihres Beifalls, und des Beifalls anderer Kenner nicht unwürdig seyn mögen.

Zu den innern Beweisen für das hohe Alterthum der Homerischen Gedichte gehört vornemlich auch derjenige, welcher von der Sprache des Dichters hergenommen wird. Gemeiniglich hält man den Homer für den ersten und ältesten Dichter der Griechen, man legt ihm den Namen des Vaters der griechischen Dichtkunst bei, und er verdient diesen Namen mit allem Recht, weil seine Werke die ältesten Denkmäler der griechischen Dichtkunst sind, die wir kennen; gesetzt auch, daß er manches aus noch ältern und frühern Dichtern geschöpft, und die Gesänge derselben, die durch Ueberlieferung

auf ihn gekommen waren, für seine eigne Gesänge benutzt hätte. Die Sprache dieses uralten Dichters ist daher gewiß kein unwürdiger Gegenstand einer genaueren Forschung, aber diese Forschung ist zugleich von einem so unbegrenzten Umfang, und in eine so tiefe Dunkelheit gehüllt, daß man sich auf diesem weiten Felde leicht in Labyrinthe verirrt, aus denen es schwer ist, einen Ausgang zu finden. In der That haben auch die Untersuchungen, welche so manche Gelehrte über die Sprache Homers, und über die ursprüngliche Beschaffenheit und Abstammung der griechischen Sprache überhaupt angestellt haben, hinreichend bewiesen, daß nichts leichter ist, als bei solchen dunkeln Untersuchungen auf Abwege zu gerathen, und sich in willkührliche Hypothesen und leere Muthmassungen zu verlieren. *) Wenn es schon eine

*) Unter der großen Anzahl von Schriften, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen, und uns Aufschlüsse und Aufklärungen darüber versprechen, gedenke ich hier nur der Untersuchung über Homers Leben und Schriften von dem Engländer Blakwell. Der Verfasser hat in dieser Schrift eine große Belesenheit und mannigfaltige Gelehrsamkeit an den Tag gelegt, auch manche scharfsinnige und treffende Bemerkungen gemacht; aber ausserdem, daß er meistens zu weit ausholt, zu sehr ausschweift und in seinen gelehrten Zusammenstellungen zu wenig Kritik verräth, so ist er besonders in dem, was er von der Bildung der Sprache des Homer und von dem Einfluß äußerer Dinge auf dieselbe beibringt, theils oberflächlich und unbefriedigend, theils schwankend und unrichtig, und geht überall von dem falschen Grundsatz aus, als ob wir im Homer bereits das Muster und Ideal einer völlig ausgebildeten oder vollkommenen Dichtersprache vor uns hätten. Aus den Lobsprüchen, welche das Alterthum mit einem Mund der Vortrefflichkeit der Homerischen Gedichte beilegt, zog Blakwell den allzura-

sehr schwierige Aufgabe ist, eine lebende durch Schriftsteller gebildete Sprache bis zu ihren ersten Anfängen zu verfolgen, und sie gleichsam in ihre Elemente aufzulösen, wie sehr werden sich nicht diese Schwierigkeiten bei einer ausgestorbenen Sprache vermehren, deren Denkmäler nur noch in todten Buchstaben und Worten leben, über deren ächte und eigentliche Aussprache wir nicht einmal gewiß seyn

---

schen Schluß, daß auch Homers Sprache die vollkommenste Dichtersprache seyn müße. Hätte er aber nur den innern Bau der Homerischen Sprache genauer erforscht, so würde er ohne Zweifel auf ein ganz anderes Resultat gekommen seyn, ohne darum der Ehre des Dichters im geringsten zu nahe zu tretten. In den Ableitungen der griechischen Worte aus Homer, besonders der eigenen Namen, bei denen er sich fürnemlich auf Bochart beruft, verfällt er in spielende und willkührliche Etymologien, ohne zu überlegen, wie mißlich und unsicher es ist, griechische Worte aus den Wurzeln der phoeniciscḣen, ebräischen und anderer orientalischen Sprachen ableiten zu wollen. Dahin rechne ich z. B. die Ableitung der Cimmerier im Homer von Cimmir, nigrascere Cimrir, tenebrarum atror. So soll die Scylla von Scol Vertilgung, die Charybdis von Chor-Obdan der Schlund des Verderbens herkommen. Ferner der Name des Aeolus des Königs der Winde von Aol. Sturm, und daher auch das griechische ἀελλα. Die Sirenen von Sir Gesang Siren das singende. Der Name der Kirke Vertilgerin von Kirkar, verderben, umstürzen, oder auch von Kir eine Mauer, weil eine Mauer um ihren Pallast lief. Die Lästrygonen, die Homer als Riesen und Menschenfresser schildert, von Lais tirgam, leo mordax, ihr König Lamus von Laham vorare, Lahm caro. Eben so der Name des grausamen epirischen Königs Echetus, der die Leute, die man ihm zuschickte, verstümmelte, von Catath contundere; daher Echetoth contusurus, u. s. w.

können. Wir sehen zwar einen Strom sich durch weite Gefilde in mannigfaltigen Krümmungen hindurch schlängeln, aber wir vermögen nicht, bis zu seiner verborgenen Quelle hindurchzudringen. Wir erblicken vor uns einen Baum, dessen majestätischer Stamm sich in tausend Aeste und Zweige ausbreitet, dessen Wurzeln aber sich unsern Augen entziehen. Auf dieselbe Weise verhält es sich mit der menschlichen Sprache, dem edelsten Produkt des menschlichen Verstandes, worinnen alle Kenntnisse des Menschen niedergelegt, festgehalten und aufbewahrt werden. Wer vermag nur eine einzige Sprache durch alle Perioden ihrer stufenweisen und allmäligen Fortbildung rükwärts bis zu ihrer Quelle zu verfolgen, und die mannigfaltigen Ursachen anzugeben und auf zuzählen, die in die Gestalt, welche sie annahm, Einfluß hatten, und wodurch sie gerade diese und keine andere Bildung erhielt? Wie viel weniger ist es demnach möglich, dem Ursprung der so mannigfaltigen und so sehr verschiedenen Sprachen des Erdbodens so weit nachzugehen, daß man die Gesetze ihrer Verschiedenheit und Uebereinstimmung, aus denselben das Gesetz ihrer allgemeinen Verwandtschaft, genau zu entdecken, und von da aus zu der Ursprache, (wenn es wirklich eine solche gab) woraus alle Sprachen der Erde entstanden seyn sollen, hinaufzusteigen im Stande wäre! Doch, — alle diese allgemeinen Betrachtungen über den Ursprung und den Mechanismus, oder vielmehr Organismus der Sprachen liegen jezt ausser meinem Wege; ich bleibe vielmehr bloß bei der Sprache des Homer stehen, und schränke mich hauptsächlich darauf ein, sie aus einem Gesichtspunkt, aus welchem sie vielleicht noch nicht, wenigstens noch nicht

sorgfältig genug betrachtet worden ist, anzusehen, in wie ferne sie nemlich mit der Sprache des Kindes und des gemeinen Mannes übereinkommt. Vielleicht, daß die wenigen Bemerkungen, die ich aus diesem Gesichtspunkt über Homers Sprache machen werde, auch etwas beitragen können, sie theils besser zu verstehen, theils richtiger zu beurtheilen und zu würdigen. Wenigstens besorge ich nicht, daß man mir vorwerfen wird, ich habe den erhabenen Dichter durch eine Vergleichung seiner Sprache mit der Sprache der Kinder heruntergewürdigt. Muß nicht vielmehr ein Dichter, der die unbefangene unschuldige Sprache des Kindes redet, uns nur um so viel anziehender und liebenswürdiger erscheinen? Und werden wir ihm nicht eben so gern, und mit eben dem Interesse zuhören, womit wir auf die naiven Gespräche unserer Kinder lauschen, wenn wir uns selbst den süssen Traum der entflohenen Kindheits-Jahre zurückrufen wollen?

Daß die Sprache der Griechen zu der Zeit, als Homer seine Gedichte sang, noch in ihrer Kindheit war, bedarf wohl keines umständlichen Beweises. Auch darf man es nach den scharfsinnigen Untersuchungen, die von Wood, Merian, und hauptsächlich von Wolf über Homers Gesänge sind angestellt worden, was auch zween neuere Schriftsteller, Herr St. Croix, und besonders der gelehrte Post-Sekretär Herr Amelang *) in seiner neuesten Schrift „über das

*) Die Schrift dieses Mannes gehöret unstreitig unter die seltenern und merkwürdigern Erscheinungen der letzteren Messe. Sie enthält einen Schaz antiquarischer, philologischer, historischer und chronologischer Kenntnisse, welche mit der feinsten

Alterthum der Schreibkunst und die Correspondenz im Homer dagegen vorgebracht und eingewendet haben, beinahe als erwiesen annehmen, daß Homer seine Gedichte nicht geschrieben hat. Sezt man aber dieses voraus, so ist eben diese Voraussetzung der stärkste Beweis, daß die Sprache der Griechen, wie wir sie in den Gesängen finden, die unter Homers Namen auf die Nachwelt kamen, noch ganz auf der Stufe der Kindheit stand. Denn keine Sprache kann aus dem Stande der Kindheit heraustretten, so lange sie nicht geschrieben, und durch Schriftsteller und schriftstellerische Versuche gebildet, und gleichsam fixirt wird. Erst dadurch bekommt sie ein gewisses festes Gepräge und einen Charakter der Consistenz, sie wird an gewisse Regeln gebunden, und der Bau sowohl als das Gewebe ihrer Perioden wird auf der einen Seite mannigfaltiger, künstlicher und verschlungener, aber zugleich auch regelmäßiger, und rundet sich zu einem schönern und bestimmtern Ganzen. Gerade diese philosophische Festigkeit und Bestimmtheit ist es aber vornemlich, was wir an Homers Sprache vermissen, und wodurch sie sich der Sprache des Kindes und des noch ganz

---

und scharfsinnigsten Combinations-Gabe verbunden sind. Sie verdient daher gewiß eine genaue und sorgfältige Prüfung, wenn es auch dem Verfasser nicht gelungen seyn sollte, seinen Hauptsatz zu erweisen und die Gründe seiner Gegner umzustossen. Ich wenigstens habe mich durch alle von dem Verfasser vorgelegte Gründe nicht von dem Resultate seiner Behauptungen überzeugen können, und es würde sich, wenn hier der Ort dazu wäre, leicht zeigen lassen, daß die meisten seiner Sätze und Behauptungen theils auf unerwiesene Voraussetzungen gebaut sind, theils auf petitiones principii hinaus laufen.

sinnlichen Menschen am meisten nähert. — Man erlaube mir hier, ehe ich zur nähern Betrachtung des kindischen Gepräges der Homerischen Sprache fortschreite, eine vorläufige Bemerkung, woraus sich die von den scharfsinnigsten Kritikern aufgestellte Behauptung, daß Homer seine Gedichte nicht geschrieben habe, aufs neue bestätigt. Wir treffen nemlich in Homers Gesängen bei der höchsten Einfachheit und Simplicität und bei einem beinahe gänzlichen Mangel eines an feste Regeln gebundenen Perioden-Baues doch eine unendliche Mannigfaltigkeit an Wortformen und Beugungen der nemlichen Worte an, die sich auf die verschiedenen Dialekte oder Mundarten gründen, nach denen die griechische Sprache unter den verschiedenen Hauptstämmen dieses Volks gesprochen wurde. Diese Mundarten waren vielleicht zu Homers Zeiten noch nicht so genau voneinander geschieden, und flossen noch auf gewiße Weise zusammen: dennoch lassen sich schon in Homers Gesängen aus der Mannigfaltigkeit seiner Wortbildungen die verschiedenen Mundarten der griechischen Volksstämme, des Jonischen, aus welchem der Attische erwuchs, des Dorischen und Äolischen deutlich genug erkennen; und es kann nicht geleugnet werden, daß Homer die Hauptdialekte seines Volks in seiner eignen Sprache verbindet und zusammenmischt, wenn er sich gleich vorzüglich der jonischen Mundart bedient, weil er höchstwahrscheinlich aus Jonien stammte. Würde nun aber wohl Homer diese verschiedene Mundarten in seinen Gedichten auf eine so seltsame Art verbunden und zusammengemischt haben, wenn sie nicht ursprünglich bloß für den mündlichen und lebendigen Vortrag bestimmt gewesen wären? In der That, die so sonderbare Mischung

und Vereinigung mehrerer Dialecte in einerlei Gedichten läßt sich nur dann auf eine natürliche und befriedigende Art erklären, sobald man annimmt, Homer und die Homeriden haben ihre erzählende Gedichte bloß vor den Ohren der griechischen Völker abgesungen, und sich bei ihrem Vortrag jedesmal nach dem Provinzial-Dialekte derjenigen, vor welchen sie sangen, gerichtet. Dann aber kann es uns auch nicht mehr befremden, daß eben diese Gesänge nachher von spätern Rhapsoden oder auch Grammatikern in jener veralteten, und, wenn ich so sagen darf, ungrammatischen Sprache niedergeschrieben wurden, um sie mit dem edlen Roste des Alterthums auf die Nachwelt zu bringen, und als ehrwürdige Denkmale und Ueberreste der lebendigen Volkspoesie aufzubewahren. Mit einem Wort, die ganze Beschaffenheit der Sprache Homers, die durchgängige Zurückführung geistiger Begriffe auf ein sinnliches Bild, und die Bezeichnung selbst sinnlicher Ideen durch andere sinnliche Begriffe oft nur nach einer entfernten und dunkel gefühlten Analogie, das Schwankende und Unbestimmte in seinen Wortbildungen und Zusammensetzungen, und selbst in den Bedeutungen der Worte, die er bald in diesem, bald wieder in einem andern, zuweilen ganz entgegengesetzten Sinne nimmt, die oft so lose Verbindung der einzelnen Sätze, ihre Dehnung und Zerstückelung, das umständliche Detail bis auf die geringfügigsten Umstände in den Beschreibungen und Erzählungen des Dichters, wodurch sie übrigens nur desto anschaulicher, lebendiger und malerischer werden, seine Verkürzungen und Verschränkungen der Sätze, und dann wieder die häufigen Wiederhohlungen; die langen Einschaltungen und Parenthesen, durch

welche der Gang einer Rede, der Lauf einer Erzählung oft auf eine ganz unerwartete Art unterbrochen wird; alle die Inkonsequenzen oder Anacolutha in den Wortfügungen des Dichters, alle seine Buchstaben-Verwechslungen, Versezzungen und Zusammenziehungen, alle seine Pleonasmen, Ellipsen und Emphasen, kurz, alle die grammatischen Figuren, die er so oft anbringt, ohne ihre Namen zu wissen; dies alles und noch manches andre beweißt augenscheinlich, daß Homers Sprache sich noch nicht zur Schriftsprache ausgebildet hatte, und von dem regelmäßigen Bau und Zuschnitt einer solchen Sprache noch weit entfernt war. Geben uns nicht auch schon die geflügelten Worte (ἔπεα πτερόεντα) im Homer, die jedesmal vorkommen, so oft eine Person redend eingeführt wird, wenn wir sie mit so vielen andern Datis in dem Dichter zusammenstellen, aus denen der Mangel der Schreibkunst und des Gebrauchs schriftlicher Verhandlungen im Zeitalter Homers erhellet, einen sehr klaren Beweis an die Hand: daß die damalige Sprache noch nicht zu dem Auge, sondern nur zu dem Ohre sprach, und daß man zu jener Zeit noch nicht daran dachte, den Schall der Worte festzuhalten, und die vorübereilenden, verhallenden Töne durch sichtbare Schrift- und Buchstaben-Zeichen zu fixiren?

Doch, es ist Zeit, nach diesen vorläufigen Bemerkungen zu dem eigentlichen Gegenstand dieser kleinen Denkschrift zurückzukehren, und nach den bereits angegebenen Rücksichten die Uebereinstimmung der Sprache Homers mit der allgemeinen Kindersprache näher in das Licht zu setzen. Wollen wir nun die Analogie der homerischen Sprache mit der Sprache

des Kindes deutlich zeigen, so werden wir zuerst das Eigenthümliche und Charakteristische der Kindersprache angeben, zugleich aber auch die Anwendung auf Homers Sprache machen, und durch Beispiele zeigen müssen, daß sie den Stempel der Kindersprache vollkommen an sich trägt. Bei Bestimmung des Eignen der Kindersprache wird sich alles auf zwei Hauptpunkte, auf die Art der **Wortbildung**, und der **Wortfügung** zurükführen lassen.

Das Charakteristische der Kindersprache zeigt sich nemlich fürs erste in der Art der Wortbildung, worunter ich hier nicht bloß den Mechanismus derselben, oder die mechanische Bildung der Wortlaute, wodurch gewiße Begriffe bezeichnet werden, sondern auch die Bezeichnung der einzelnen Begriffe selbst mit ihren Nebenbestimmungen begreife; und fürs zweite in der Art der Wortfügung, oder in der Verbindung mehrerer Worte und Ideen zu einem Satz, und in der Zusammenfügung mehrerer Sätze untereinander. Nach diesen beeden Haupt-Gesichts-Punkten will ich nun das Uebereinstimmende der homerischen Sprache mit der Kindersprache zeigen; und wenn meine Darstellung dieses Gegenstandes etwa zu unvollständig und unbefriedigend ausfallen sollte, so bemerke ich dagegen, daß meine Absicht bei dieser kleinen Gelegenheitsschrift nicht dahin gieng, diesen Gegenstand zu erschöpfen, sondern blos einige Beiträge zu weiterer Aufklärung desselben zu liefern, und andern zu einer noch bessern und richtigern Darstellung der Sache einige kurze Winke zu geben.

Die Kindersprache zeichnet sich fürs erste in Absicht auf die mechanische Bildung der Wortlaute dadurch aus, daß Kinder wegen ihrer noch ungeübten Sprachorgane, oft auch

aus Bequemlichkeit und angenommener Gewohnheit die Worte unrichtig und unvollkommen aussprechen, und entweder am Anfang oder am Ende eines Wortes Buchstaben und ganze Silben hinweglassen, oder auch die Buchstaben eines Wortes um der leichtern Aussprache willen versetzen oder Silben zusammenziehen. Eben dieses geschieht in der Provinzial-Sprache des gemeinen Mannes. Das nemliche finden wir nun auch in der Sprache des Homer. Denn was sind wohl die Aphäresen und Apocopen, die Metathesen und Synkopen und alle die sogenannten grammatischen Schemata und poetischen Licenzen in der homerischen Wortbildung anders, als Ueberreste der Kindersprache, und unvollkommne aus dem bequemern Volks-Dialekt geschöpfte Ausdrüke. So finden wir z. B. im Homer Ἦ (Sprach's) häufig für ἔφη, αἶα (Erde) statt γαῖα, εἴβειν (Trankopfer giessen) statt λείβειν; δῶ (Hauß) sogar für δῶμα, κάρτιστος, κατέδραθε (der Beste, er schlief) statt κράτιστος, κατίδαρθε; κάμμορος, κάββαλε, κάππεσε, statt καμμορος, κατέβαλε, κατέπεσε ὥς für οὕτως und ähnliche unzählige Syncopen und Metathesen, die sich mit leichter Mühe auffinden und zusammenstellen ließen. Wer nun glauben will, Homer habe alle diese Freiheiten in der Bildung der Worte erst in die poetische Sprache eingeführt, um sich dadurch den Bau seiner Hexameter zu erleichtern, mit dem will ich nicht streiten; ich hingegen betrachte alle die angeführten Wortformen als vivas voces, die sich dem Sänger von selbst darboten, und die er in dem freien Flug seines noch gar nicht an prosodische Kunstregeln gebundenen epischen Gesanges um so weniger verschmähte,

da er eine andere, als die Volkssprache weder reden konnte, noch wollte.

Die Aehnlichkeit der Sprache Homers mit der Sprache der Kinder und des gemeinen Mannes verräth sich auch durch ihren Reichthum an den sogenannten Onomatopöien, oder den malenden Worten, welche besonders tönende Gegenstände und den Schall derselben nachahmen. Es würde zu umständlich seyn, alle diese malenden und nachahmenden Worte aus Homers Gedichten anzuführen. Ich begnüge mich daher, den Leser der homerischen Gesänge nur an die μήκαδας ἄιλας, an die meckernden Ziegen, an die βληχὴ das Blöcken der Schafe, den μυκηθμὸς, das μύκειν das (Mu) Brüllen der Rinder, und das ὑλακτεῖν das Bellen der Hunde, (wovon ohne Zweifel auch φῦλαξ, ein Wächter abstammt, indem man die Idee eines wachenden Hundes auf den allgemeinen Begriff eines Wächters und Bewahrers übertrug) und an einige ähnliche Naturlaute, die im Homer vorkommen, z. B. das Wort ῥοχθεῖν und βομβεῖν oder βομβίζειν zu erinnern, von denen das Erstere das Brausen der Meereswogen, und das andere den dumpfen hohlen Schall eines fallenden Steins (Odyss. VIII. v. 190.) oder auch das Summen der Insekten so natürlich mahlt. Wer die Schilderung des Dichters von der Charybdis im 12ten Gesange liest, der wird gewiß die lebendige Darstellung nicht verkennen, welche besonders auch in den malenden Worten liegt, wodurch der Dichter das Einschlürfen und Ausgurgeln des Wassers so natürlich nachahmt. Dergleichen malende Worte und Ausdrücke sind allerdings ein besonderes Eigen-

thum der Dichtersprache, und gehören vorzüglich zum Gebiete des Dichters; aber viele derselben hat die Sprache des Dichters erst aus der Kindersprache entlehnt und angenommen, indem die Kindersprache mit der poetischen Sprache den gleichen Zweck hat, jeden Gegenstand, so viel möglich, zu versinnlichen. Hat nicht auch Homer sein κάππάζειν; sein Πάππα φιλ', womit er die sanfte und mitleidige Nausikaa im 6ten Gesang ihren lieben Vater anreden läßt, und sein ἄττα (Ette) womit Ulyß den edlen Schweinshirten Eumäos anredet, unmittelbar aus der stammelnden Sprache des Kindes aufgenommen? —

In der Beugung der Haupt- und der Zeitwörter, oder in den sogenannten Deklinationen und Conjugationen ist die Kindersprache zwar einfacher und gleichförmiger, aber auch minder regelmäßig als die gebildete Sprache. Jene unterscheidet die verschiedenen Deklinationen und Conjugationen in ihren abweichenden Abänderungen und Abwandlungen noch nicht so genau und sorgfältig. Das nemliche findet sich im Homer. Wenn wir schon in seinen Beugungen der Casuum bereits mehrere Deklinationen deutlich unterscheiden können, so weiset doch sein gleichförmiger Dativus pluralis in allen 3 Hauptdeklinationen, den ich eben so wenig für eine bloße poetische Licenz halten möchte als die obenbemerkten grammatischen Figuren, auf eine einzige ursprüngliche Deklination hin. Homer bildet seinen Dativ in der Mehrzahl durch alle 3 Hauptdeklinationen gleich, indem er dem Nominativ der Mehrzahl die Silbe σι anhängt. So kommt von λιτὴ (1 Dekl.) Plur. λιταὶ und

davon λιτῆσι im Dativ, welches eben so viel ist als λιτ᾽ ᾶσι; von ὀφθαλμὸς (2 Dekl.) im Pl. ὀφθαλμοὶ Dativ — μοῖσι: Eben so die Worte der 3ten Deklination: πᾶς, ἀκούων, ἀκτὶν u. s. w. im Plural. πάντες, ἀκούοντες, ἀκτῖνες, im Dativ πάντεσσι, ἀκούοντεσσι, welche Urform nachher in πᾶσι, ἀκοῦσι, ἀκτῖσι zusammengezogen wurde. Daß einerley Worte die Form verschiedener Deklinationen annahmen, sieht man aus den Worten υἱὸς, und υἱεὺς, (Sohn) welche beyde Formen beim Homer vorkommen, und aus ἐρίηρες ἑταῖροι, (die lieben Genossen) wo Homer im Beiwort die Form der 3ten Deklination immer braucht, obgleich auch die Form ἐρίηρος (2 Dekl.) eben so gut als ἐρίηρης (3 Dekl.) üblich war.

Was die Zeitwörter anbetrift, so findet man zwar im Homer die verschiedene Genera, Modos und Tempora derselben bereits deutlich genug unterschieden, aber gleichwohl hat sich in Absicht auf die Zeitwörter eine Redeform in Homers Gesängen erhalten, welche mit der allgemeinen Kindersprache auf eine merkwürdige Art übereinstimmt, und offenbar aus derselben abstammt: ich meyne die Verwechslung und den Gebrauch des Infinitiv statt des Imperativ. Es ist allgemein bekannt, daß Kinder, die im sprechen noch ungeübt, nnd mit den Sprachregeln noch nicht bekannt sind, insgemein im Infinitiv sprechen, und sich dieser Sprechart, eben weil sie die leichteste, einfachste und zugleich unbestimmteste ist, am häufigsten statt des Imperativs bedienen. *)

---

*) Wenn das Kind von seinem Vater Brod verlangt, wird es

Und gerade diese Sprechart ist dem Homer so eigenthümlich und gewöhnlich, daß es bei der unzähligen Menge von Beispielen, die uns fast auf allen Seiten begegnen, überflüßig seyn würde, einige besonders auszuzeichnen. Man müßte demnach sehr eigensinnig seyn, wenn man in dieser beim Homer so gar häufig vorkommenden Redeform das Echo der Kindersprache nicht erkennen wollte, zumahl, da alle andre grammatischen Erklärungen, (z. B. die Annahme der Ellipse ρεῖ) theils gezwungen, theils den Regeln der Grammatik selbst entgegen seyn würden.

Eine sehr in die Augen fallende Aehnlichkeit zwischen der Kinder- und Volkssprache und der Sprache des Homer zeigt sich ferner in dem Gebrauch der Pleonasmen und Tavtologien, welcher beiden sehr gemein ist. Es ist nemlich bei Kindern und gemeinen Leuten etwas gewöhnliches, daß sie manchmal ein ganz überflüßiges Wort in eine Rede einschalten, das zur Vollständigkeit und Ergänzung des Sinnes nicht das geringste beiträgt, oder auch, daß sie mehrere Worte von gleicher oder ähnlicher und sinnverwandter Bedeutung miteinander verbinden, in der Meinung, sich dadurch entweder deutlicher zu machen, oder auch ihren Worten einen größern Nachdruck zu geben. Dergleichen Pleonasmen und Tavtologien hat auch Homer in unzähligen Stellen. Wenn wir sagen, in meinem Sinn und Gemüth, so sagt auch Homer auf dieselbe Weise und mit demselben Pleonasmus κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν; be-

---

nicht sagen: Vater, gib (mir) Brod; sondern vielmehr: Vater, Brod geben.

sonders ist jener in der gemeinen Volkssprache so gebräuchliche Pleonasmus des persönlichen Fürworts mir und dir auch dem Homer ganz geläufig. So sagt Ulyß, um aus hundert Stellen nur eine anzuführen (Odyss. XIII. v. 208.) „die mitgebrachten Schätze weiß ich nicht zu verwahren, und kann sie doch auch nicht hier lassen, damit sie (mir) nicht andern zur Beute werden.“ „μήπως (μοι) ἔλωρ ἄλλοισι γένηται.“ So sagt in eben dem Gesang v. 414. Minerva zu Ulyß: „ich gehe jetzt, um deinen Sohn Telemach zu rufen, der (dir) nach Lacedämon zu Menelaus gegangen ist:“ und im 11ten Gesang v. 251. gibt sich Neptun, nachdem er die Tyro beschlafen hatte, in folgenden Worten zu erkennen:

„Siehe, ich bin (dir) der Erderschüttrer Poseidon.“

Αὐτὰρ ἐγώ (τοι) εἰμὶ ποσειδάων ἐνοσίχθων.

Tavtologien liebt Homer nicht weniger bei Zeit- und Nennwörtern. So kommen im 11ten Gesang die Redensarten vor: „ταῦτα τοι τελευτήσω τε καὶ ἔρξω“ das will ich dir vollenden und thun; oder v. 388. θάνον καὶ πότμον ἐπέσπον; sie starben und erfüllten ihr Schicksal. Eben daselbst verbindet er mit dem Hauptwort νέκυες (die Todten) die ganz überflüßigen und tavtologischen Participial-Beiwörter κατατεθνειῶτες und καταφθίμενοι; die Abgeschiedenen; ja es kommen sogar dorten v. 433. γυναῖκες θηλύτεραι (weibliche Frauen) zum Vorschein. Doch ich werde von den homerischen Pleonasmen noch mehreres zu erinnern Gelegenheit haben, wenn ich nun auf die dem

alten Dichter so gewöhnliche sinnliche Bezeichnungsart seiner Ideen übergehen werde, worinnen sich abermals eine auffallende Aehnlichkeit zwischen seiner Sprache und der Kinder und Volkssprache offenbart.

Hier verdienen vorzüglich die Beiwörter (Adjectiven) Homers in Betrachtung gezogen zu werden.

Daß treffende Beiwörter, die den Begriff des Hauptworts entweder verschönern, oder verstärken, der Dichtersprache vorzüglich eigen sind, und daß die Kunst des Dichters vornemlich durch die Wahl solcher Beiwörter sichtbar wird, ist bekannt. Aber, wenn ein Dichter zugleich auf einen feinen und gebildeten Geschmack Anspruch machen will, so muß er nicht allzuverschwenderich damit umgehen, sondern sie mit weiser Sparsamkeit nur da gebrauchen, wo sie den Hauptbegriff in einem neuen und vortheilhaften Lichte zeigen. Der ehrwürdige Natur-Sänger und Volks-Dichter Homer nimmt hierauf wenig Rücksicht. Kein Dichter ist an Beiwörtern verschwenderischer, als er; fast jedem Hauptwort muß ein Beiwort zur Seite gehen, gleich einem Schatten der seinen Körper überall begleitet, sollte auch der Hauptbegriff dadurch mehr in den Schatten als ins Licht gestellt werden; manchmal erscheinen die Hauptwörter sogar in einem zahlreichen und glänzenden Gefolge mehrerer Beiwörter, die wie billig hinter ihren Gebietern einhertretten, da wir Deutsche durch die Natur unserer Sprache genöthigt sind, sie vorauszuschicken. Wenn die schöne Nausikaa (Ges. 6. Odyß.) zum Waschplatz eilt, um ihre Wäsche zu reinigen, so fährt sie in einem hohen, wohlberäderten, mit einem zierlichen Korb versehenen Wagen; ἀπήνην

ὑψηλὴν, ἐύκυκλον, ὑπερτερίην ἀραρυῖαν. Betrachtet man nun die Beschaffenheit dieser Beiwörter näher, so tragen sie zwar alle etwas dazu bei, den Hauptbegriff noch mehr zu versinnlichen, sind aber doch gleichwohl öfters mehr pleonastisch, als emphatisch. Wenigstens dürfte wohl jeder, um bei dem gegebenen Beispiel stehen zu bleiben, unter den Beiwörtern, die Homer dem Wagen der Nausikaa giebt, das zweite sehr überflüßig finden, da sich ein Wagen, wenigstens ein rollender, nicht ohne Räder denken läßt. Eben diß ist der Fall mit dem ὑγρὸν ἔλαιον, dem μέλαν ὕδωρ, und mit den ἵπποις ἀερσιπόδεσσι, den fußaufhebenden Rossen des Homer, und ich würde mich demjenigen für verbunden erkennen, der mir die Schönheit oder den Nachdruck, der in diesen Beiwörtern liegen soll, deutlich machen könnte. Sieht man im Gegentheil darinnen bloß den Stempel der allgemeinen Kinder- und Volkssprache des homerischen Zeitalters, die alles noch sinnlicher und anschaulicher zu machen sucht, und an jedem Gegenstand das, was zunächst in die Sinne fällt, kräftig hervorhebt, so wird man dergleichen Beiwörter nicht weiter anstößig finden. Das nemliche Gepräge tragen im Homer auch die charakteristischen Beiwörter, die er seinen Personen immerdar beilegt, und durch welche er entweder individuelle körperliche oder Gemüths-Eigenschaften derselben bezeichnet. Dahin rechne ich die γλαυκῶπις Ἀθήνη, die blauäugichte Minerva, die φιλομμειδὴς Ἀφροδίτη die lieblich lächelnde Venus, den ξανθὸς Μενέλαος, den gelblich gelockten Menelaus, und den πολύτλας δῖος Ὀδυσσεὺς, den göttlichen Dulder Odysseus, u. s. w.

Manche Beiwörter im Homer bezeichnen auch recht augenscheinlich die kindischen Begriffe und Vorstellungen, die man sich noch in dem damaligen Zeitalter von gewissen Gegenständen machte. Wenn z. B. Homer dem Himmel das Beiwort eisern σιδήρεος beilegt, so erhellet eben daraus, daß man zu seiner Zeit noch gewohnt war, sich den Himmel als ein festes eisenartiges Gewölbe zu denken. Wenn er anderswo den berauschenden Wein, und zwar gerade in einer Stelle, wo eine sehr traurige Wirkung dieser dem Wein beiwohnenden Kraft, der Sturz des Elpänor vom Dache erzählt wird, den göttlich begeisternden Wein ἀθέσφατος οἶνος nennt, (c. Od. XV. v. 391.) so läßt sich schon daraus abnehmen, daß zu den Zeiten Homers die Begeisterung und der Rausch eben so nahe zusammengränzten, wie auch noch wohl heut zu Tage bei manchem Dichter ein Räuschgen die Stelle der poetischen Begeisterung vertretten, oder sie wenigstens hervorrufen muß. — Wenn wir mit Ulyß (im 11ten Ges. der Odyssee) den armen Sisyphus sehen, wie er in der Unterwelt den unverschämten Stein (λᾶας ἀναιδὴς) keuchend einen Berg hinaufwälzt, von dem er immer wieder herabrollt, so erblicken wir mit und in diesem einzigen Beiwort zugleich den Unwillen und Aerger des unglücklichen Mannes, der zu dieser vergeblichen Arbeit verdammt ist. Was ist auch in der That gewöhnlicher, als daß Kinder, zuweilen selbst erwachsene — Kinder ihren Zorn und Unwillen über einen erlittenen Schmerz auf den unschuldigen und unbelebten Gegenstand, der ihnen denselben verursachte, übertragen, und z. B. einen Stein, an den sie sich aus Unvorsichtigkeit stiessen, verwünschen, oder wohl gar

schlagen? Wie mancher Knabe mag wohl schon im Zorn über eine ihm aufgegebene unangenehme oder mißlungene Arbeit seine Sudelschrift zerrissen haben, so unschuldig auch dieselbe an dem Mißlingen seiner Arbeit war? — Betrachten wir das angeführte Beiwort vom Stein des Sisyphus aus diesem Gesichtspunkt, warum sollte uns, um in der Sprache der Grammatik zu reden, diese Personifikation nicht gefallen, und uns selbst ein kleines Lächeln abnöthigen? Die übrigen Beiwörter, deren sich Homer bedient, um seine Ideen zu versinnlichen, sind theils metaphorisch, theils metonymisch, oder, was eben so viel ist, theils aus dem Gesetz der Aehnlichkeit, theils aus dem Gesetz der Verwandtschaft zwischen Ursache und Wirkung hergenommen. Bei einer genauen Musterung derselben wird man jedoch bald finden, daß der metonymischen weit mehrere sind, als der metaphorischen. Homer bezeichnet und versinnlicht seine Begriffe nemlich weit häufiger durch solche Prädikate, welche die Wirkung des Gegenstandes ausdrücken, als durch solche, welche die Aehnlichkeit desselben mit andern betreffen. Diß ist auch sehr begreiflich. Denn es ist dem kindischen Verstand viel leichter und angemessener, die Wirkung eines Objekts, die zunächst in die Sinne fällt, zu beachten, als seine Aehnlichkeit mit andern aufzusuchen und gewahr zu werden. So nennet Homer in mehreren Stellen den Tod τανυλεγὴς dahinstreckend; ein schlauer Sinn heißt ihm νοῦς πολυκερδὴς, weil Gewandtheit jeden Vortheil zu erhaschen weiß, spöttische, höhnische, oder betrübende Worte heissen ihm ἔπεα κερτομέοντα herzzerschneidend; kostbare und prächtige Decken nennet er ῥήγεα σιγαλόεντα, in so fern kostbare Sachen Staunen und Bewunderung erregen, und bei Kindern oder

Leuten, die noch wenig dergleichen gesehen haben, stummes Angaffen zur Folge haben. Auf gleiche Art pflegt Homer, um nur noch ein Beispiel anzuführen, dem Wort μέγαρα (Haus) das Beiwort σκιόεντα (schattigt) beizugesellen, und drückt eben damit die erste Bequemlichkeit aus, die eine bedeckte Wohnung gibt, Schatten und Schutz gegen die Hitze der Sonnenstrahlen. Zuweilen erweckt ein Beiwort gewiße Nebenbegriffe, zu denen der Zusammenhang der Stelle, in welcher es vorkommt, eine natürliche Veranlassung gibt. So nennet Homer in einer Stelle des 11ten Gesanges, wo er den rechtsprechenden und gerichthaltenden Minos in der Unterwelt zeigt, den Pallast des Schattenbeherrschers mit einem sehr schicklichen Beiwort εὐρυπυλὲς δῶ, das Haus mit weiten Thoren, und erinnert damit an die allgemeine Sitte seines Zeitalters, die Gerichte unter den Thoren zu halten. Was die metaphorischen Beiwörter Homers anbetrift, so ruhet die in denselben liegende Metapher nicht selten auf einer nur dunkel gefühlten entfernten Analogie, wornach gerade auch die Kinder ihre Begriffe gewöhnlich bezeichnen, weil ihr Gesichtskreis noch beschränkt ist, und sie eben dadurch genöthiget werden, nach der nächsten besten Analogie, die ihnen beifällt, zu greifen. So bezeichnet Homer das schwarze Opferblut, das er sonst ganz eigentlich αἷμα κελαινὸν nennet, auch (Odyss. XI. v. 36.) mit dem Prädikat κελαινεφὲς, schwarzwolkicht, einem Prädikate, das er sonst dem Zeus beizulegen pflegt, und überträgt mithin den Hauptbegriff, der in dem sinnlichen Beiwort liegt, mit demselben zugleich auf das andere Subjekt,

obgleich zwischen den beeden Begriffen, Blut und Wolke nicht die geringste Aehnlichkeit anzutreffen ist; es sey dann, man wolle sie darinnen finden, daß in einem dicken stehenden Blut sich dunkle Flecken oder Klumpen ansetzen und darinnen schwimmen, die man mit dunkeln am Horizonte ziehenden Wolken vergleichen könnte. Nach einer gleichen Analogie nannte wenigstens, wie ich mich selbst erinnere, einst ein Knabe, der mit Brod und Käse von einem blatternarbichten Manne wohl bewirthet wurde, denselben einen käsigten Mann, nicht darum, weil er sich den Käs seines Wirthes wohl hatte schmecken lassen, sondern vielmehr, weil ihm die Aehnlichkeit zwischen den tiefliegenden Augen des fetten Schweizerkäses, den er mit so grossem Wohlbehagen verzehrte, und den tiefen und großen Blatternarben seines Wohlthäters am stärksten aufgefallen war.

Auch die höchstsinnliche Bezeichnungsart der Haupt- und Zeitwörter, denen meistens die handgreiflichsten Metaphern zum Grund liegen, beweißt eben so klar und unwidersprechlich das noch ganz kindische Gepräge der homerischen Sprache. Ich will mich jetzt nicht lange bei der Bemerkung aufhalten, daß Homer, wenn er von der Seele und ihren Kräften und Wirkungen redet, die verschiedenen Hauptkräfte derselben noch nicht deutlich zu unterscheiden weißt. Denn alle die Worte, die er von den Seelen-Kräften des Menschen braucht, θυμὸς, ψυχὴ, νοῦς, κραδίη, ἦτορ, ἔνδος, φρένες, πραπίδες, haben bei ihm eine sehr schwankende und unbestimmte Bedeutung, und bezeichnen ohne genaue Unterscheidung bald die höhern, bald die niedern, bald die

Erkenntniß, bald die Begehrungskräfte des Menschen, besonders aber die Triebe und Leidenschaften, aus denen er alle Handlungen ableitet. Die Brust und das Herz ἦτορ und ςῆθος ist ihm der Sitz nicht nur der sinnlichen Triebe und Leidenschaften, sondern auch des Verstandes und der Ueberlegung. Eben so bedient sich Homer, wenn er geistige Eigenschaften und Handlungen ausdrücken will, durchaus der allersinnlichsten und bildlichsten Ausdrücke, die er meist von gemeinen körperlichen Gegenständen und Handlungen entlehnt. Böse arglistige Plane machen heißt bei ihm κακὰ ῥάπτειν, böses zusammennähen, und daher auch das Substantiv κακοῤῥαφία; einen klugen Rath geben oder ersinnen, μῆτιν ὑφαίνειν, (weben, zusammenzetteln,) einem Unehre anthun, ἀτιμίησιν ἰάλλειν (τινὰ) woher auch die lateinische Redensart kommt, contumelias conjicere, in aliquem; oder petere contumeliis aliquem; sich zu einer Handlung entschliessen, ἔργον μετὰ φρεσὶ βάλλειν, wenn Eumäus sagen will, daß auch die ruchlosesten Menschen noch einige Scheue vor den Göttern haben, so drückt er sich so aus: καὶ τοῖσι κρατερὸν δέος ἐν φρεσὶ πίπτει, die Scheue der Götter fällt ihnen ins Herz; wenn Agamemnon in der Unterwelt dem Ulyß klagt, daß ihm seine mörderische Gattin nicht einmal gestattet habe, seinen Sohn noch einmal vor seinem Tode zu sehen, so bedient er sich des Ausdrucks: οὐκ εἴα υἷος ἐνιπλησθῆναι ὀφθαλμοῖς, welchem die deutsche Redensart, seine Augen an dem Anblick eines andern weiden, einen mit

seinen Augen verschlingen, so genau entspricht. Denn was ist natürlicher, als daß wir bei einem geliebten Gegenstand mit unsern Blicken gerne so lang als möglich verweilen, und sie kaum von demselben hinwegwenden können? Wenn der alte Echenäus den Verstand der Königin Arete rühmen will, so sagt er: ȣ̓κ ἀπὸ σκοπȣ̃ μυθεῖτο, sie redete nicht vom Zweck ab, gerade, wie wir auch im gemeinen Leben sagen würden; sie schoß nicht neben den Zweck, oder neben das Ziel. Wenn Homer die Begierde, womit die Phäazier auf die Erzählungen des Ulyß horchten, schildert, so bedient er sich des schönen und malenden Ausdrucks: ἀκὴν ἐγένοντο σιωπῇ, sie hörten stillschweigend zu mit geöffnetem Mund. Denn es ist eine bekannte Erfahrung, die wir an uns selbst und an andern machen können, daß wir bei Anhörung einer interessanten Geschichte unvermerkt den Mund öffnen, um die Worte des Erzählers gleichsam aufzufassen. Wenn Telemach sich über die Schwelgereien der Freyer in seinem Hause ereifert, so sagt er mit einer auch unter uns ganz gewöhnlichen Redensart: sie fressen mein Haus, und werden zuletzt mich selber fressen. Wenn Homer von einem Menschen sagen will, er rede leere Worte, so sagt er gerade wie wir in der Sprache des Umgangs und des gemeinen Lebens: ἀνεμώλια βάζει; er schwatzt in den Wind. Wenn er im Gegentheil einen Menschen darstellen will, der bedachtsam und vernünftig spricht, so schreibt er ihm μορφὴν ἐπέων zu, was eben so viel ist, als ob er nach unserer gemeinen Art zu sprechen gesagt hätte: „Was der Mann redet, hat eine Art und Gestalt."

Wenn er anderswo die Ungeduld des Ulyß ausdrücken will, womit er dem Untergang der Sonne entgegen sah, so bedient er sich des Ausdrucks: δῦναι ἐπειγόμενος, der eigentlich so viel heißt: er trieb die Sonne, unterzugehen, um damit anzuzeigen, daß er den Untergang der Sonne kaum habe erwarten können. — Wer Homers Gedichte aus dem bisher angegebenen Gesichtspunkt und mit steter Hinsicht auf unsere Volks- und Kindersprache liest, der wird noch in hundert andern Beispielen die genaue Uebereinstimmung der Sprache des alten Dichters mit der Volks- und Kindersprache gewahr werden. Nur noch einige Redensarten des Dichters sey es mir vergönnt, als auffallende Belege hievon anzuführen. Wenn Eumäus (Ges. 13.) sich über die täglichen Schmausereyen der Freyer in Ulyssens Hause beschwert, so entspricht die Redensart, deren er sich hier bedient: „Ὅσσαι γὰρ νύκτες τε καὶ ἡμέραι ἐκ Διός εἰσιν“ ganz genau der unsrigen: „So oft Gott den Tag gibt, — schlachten sie aufs neue Ziegen und Schweine.“ Eben so entspricht auch der Abschiedsgruß des Ulyß bei dem König Alkinous: μήτι κακὸν μεταδήμιον εἴη, „möge nie ein Unglück bei euch einkehren, Gott behüte euch“ einem auch bei uns gebräuchlichen Segenswunsch. *) Ich habe oben bereits bemerkt, daß Homer

*) Hier noch einige Beispiele von dem sinnlichen Gepräge einzelner Zeitwörter. So heißt z. B. beim Homer jammern οἰμώττειν, von Οἴ μοι, (Weh rufen.) Einen anflehen heißt γουνάζεσθαι, weil man dabei die Knie des andern umfaßte: ἐπικλώθειν heißt verhängen, eigentlich zuspinnen, ein vom Faden der Parze abgeleitetes Bild, κατὰ μοῖραν εἰπεῖν,

zuweilen Worte in einem ganz entgegengesetzten Sinne brauche, oder Worte zusammenstelle, die einander eigentlich dem Wortsinne nach widersprechen; was man in der Kunstsprache der Grammatik die Ironie und das Oxymoron zu nennen pflegt. Dahin gehöret z. B. der Klageausruf des Ulyß: νῦν μοι σῶς αἰπὺς ὄλεθρος, wo das Wort σως; das eigentlich salvus heißt, nichts anders bedeuten kann, als certus: „Jetzt ist mein Untergang gewiß, oder: wie man sich in unserer gemeinen Provinzial-Sprache auszudrücken pflegt: Jetzt bin ich fertig.“ Oder mit einem griechischen σῶς noch genauer entsprechenden Worte: „Jetzt bin ich selig.“

Nur noch eine einzige Redensart aus Homer, deren Analogie mit einer auch unter uns üblichen Art des Ausdrucks, zumal, wenn wir mit Kindern reden, unverkennbar ist. Nachdem Ulyß in Bettlers-Gestalt vor den Freyern erschienen war, und ihnen eine erdichtete Erzählung von seinen Schicksalen in Egypten und Cypern gemacht hatte, verlangt er von Antinous eine Gabe. Allein dieser befiehlt ihm mit aufgehabener Faust sich von der Tafel hinwegzupakken, unter der beigefügten Drohung: Μὴ τάχα πικρὴν Αἴγυπτον καὶ Κύπρον ἴδηαι, „daß du mir nicht ein herbes Aigyptos und Kypros erblickest.“ Eben so könnte unter uns ein Vater, der seinem Sohn wegen eines begangenen Fehlers die Erlaubniß ins Schauspiel zu gehen, ver-

---

recht reden, eigentlich, nach dem Theil: welches eben so viel ist, als nicht zu viel, und nicht zu wenig.

sagt hätte, wenn dieser gleichwohl mit Ungestümm darauf bestünde, den Stok gegen ihn aufheben, und dem ungezogenen Jungen sagen: „Wart, oder komm, ich will dir das Schauspiel geben," d. i. Schläge statt des Schauspiels — Mit obiger Redensart des Antinous stimmt auch eine andere überein, wenn Telemach den Freyern seiner Mutter sagt: käme nur sein Vater zurück, er würde ihnen bald die Heirath verbittern, (versalzen.) πάντες πικρόγαμος γενόιατο.

Auch die malerischen Umschreibungen (Paraphrasen) gewöhnlicher Dinge und Handlungen sind ein Beweiß für das noch kindische Gepräge der homerischen Sprache. Selten oder niemals braucht z. B. Homer das einfache Zeitwort rudern, ἐρέττειν; dafür bedient er sich lieber durchaus der allerdings malerischen Umschreibung: πολιὴν ἅλα τύπτειν ἐρετμοῖς: das grauliche Meer mit Rudern schlagen. Wenn er von der Macht der Stimme der Sirenen spricht, so sagt er nicht: wer ihrer Stimme lauscht, der sieht Vaterland, Weib und Kinder nicht mehr; sondern er kleidet diesen einfachen Gedanken in die schöne und liebliche Umschreibung ein: „dem kommen sein Weib und seine lieben Kinder nimmer bei seiner Wiederkunft ins Haus entgegen, und freu'n sich derselben."

Der übereinstimmende Charakter der homerischen Sprache mit der Kinder- und Volks-Sprache erhellet insonderheit auch aus der Art und Weise, wie Homer von seinen Bindewörtern Gebrauch macht. Die Bindewörter (Conjunctionen) durch welche die Sätze aneinandergereiht und zu-

sammengefügt werden, sind in der Sprache eben das, was die Gelenke an dem menschlichen Körper, was der Kitt, die Fugen und Klammern an einem wohlverbundenen und symmetrischen Gebäude sind; und eine Sprache besitzt einen desto höhern Grad von Ausbildung und Vollkommenheit, je einen größern Vorrath sie an solchen Bindewörtern hat, und je genauer die Bedeutung derselben bestimmt ist. Durch sie erhält die Sprache diejenige Geschmeidigkeit und Gelenksamkeit, wodurch sie ein bequemes Mittel und Werkzeug wird, alle unsere Gedanken und Empfindungen mit allen besondern Nebenbestimmungen und Schattirungen derselben deutlich und bestimmt auszudrücken. Durch Hülfe der Bindewörter allein können wir den Zusammenhang mehrerer Sätze so deutlich erkennen, daß wir über den Sinn einer zusammengesetzten Rede nicht mehr zweifelhaft bleiben können. Auch der Sprache des Homer fehlt es nun zwar keineswegs an Bindewörtern und kleinen Partikeln, aber ihr Gebrauch ist, wie in jeder Volks- und Kindersprache, noch ziemlich unregelmäßig, und ihre Bedeutung oft so schwankend und unbestimmt, daß man sie bloß errathen muß. Manche seiner Partikeln, besonders sein αὐτὰρ, ἀτὰρ, sein ῥα sind oft ganz unübersetzlich; in der Erzählung fehlt es nicht selten an dem richtigen Verhältniß zwischen den Vorder- und Hintersätzen, indem dem vorausgehenden consekutiven Bindewort ἐπεί, ἐπεὶ δὴ die Folge nicht immer genau genug entspricht; oft läßt er die Bindewörter ganz hinweg *), oft häuft und

*) Hier nur e i n Beispiel von dergleichen Auslassungen oder Ellipsen, bei denen allerdings der Sinn der Rede nichts ver-

wiederhohlt er sie, wie es scheint, ohne Noth; gerade so, wie es Kinder und gemeine Leute in ihren Erzählungen zu machen pflegen. Wer sollte z. B., wenn er die homerischen Ortsbeschreibungen und Erzählungen liest, in dem immer zurückkehrenden ἔνθα, καὶ τότε, und ἔπειτα des Homer die ewige Wiederholung des da und des und darnach in dem Munde der erzählenden Kinder und gemeinen Leute verkennen können? Eben so liebt Homer gerade, wie es in der Volkssprache gewöhnlich ist, das wiederhohlte φησὶ, (sagt er,) sobald er aus dem Munde eines andern erzählt; und manchmal stellt er auch mehrere Bindewörter zusammen, von denen das eine oder das andere ganz überflüßig ist, wie man diesen Pleonasmus auch unter uns nicht selten, z. B. in dem warum daß des gemeinen Mannes hört. Ueberhaupt ist Homers Sprache, wenn man auf die Verbindung der einzelnen Sätze, und auf den Fluß seiner Rede sieht, nichts weniger als periodisch, sondern vielmehr zerschnitten und zerstückelt, und trägt besonders auch darinnen den Stempel der Kinder- und Volkssprache, wo alles in kleine Sätze aufgelöst wird. Wer den Versuch machen will, nur eine einzige Rede aus Homer in die gebildetere Schriftsprache zu übersetzen, wird sich hievon bis zur Anschaulichkeit überzeugen können. Sehr oft theilt Homer

---

liert. Im 11ten Gesang der Odyssee antwortet Ulyß auf Agamemnons Frage, ob sein Sohn Orest noch lebe im Ton der gemeinen Volkssprache; ουκετι οἶδ᾽. — ζώει ὅγ᾽ ἢ τέθνηκε, ich weiß nicht; lebt er, oder ist er todt; mit Auslassung des Bindeworts: εἴτε, oder πότερον.

Sätze, die er ungetrennt hätte lassen können, und wiederhohlt ein Zeitwort, das zu zweien Subjekten gehört, um nur die beeden Subjekte einzeln nacheinander aufführen zu können, eine Gewohnheit, zu der ihn wahrscheinlich die Begierde verleitet, ja keinen Umstand zu vergessen, und alles in ein recht deutliches Licht zu setzen. Dahin zähle ich auch die dem Homer sehr geläufige, und nachher in die poetische Sprache aller Völker aufgenommene, aber in der kraftvollern Volkssprache gegründete Tmesis, oder Verwandlung des Beiworts in ein Hauptwort; wenn z. B. Homer (Ges. 13. der Od.) von den Freyern sagt: „sie werden den Boden mit Blut und Gehirn, (αἵματι, τ' ἐγκεφάλῳ) statt mit ihrem blutigen Gehirne besudeln."

Bemerkenswerth sind in dieser Hinsicht auch die Abschweifungen und episodischen Einschaltungen, wodurch Homer seine Erzählungen so oft unterbricht, so daß es bisweilen scheinet, als ob er den Faden der Erzählung gänzlich verloren hätte. Hieher gehören insbesondere die Geschlechts-Register, die er so gern und so häufig in seine Erzählungen, oder in die Reden seiner Personen einmischt, und wodurch er die Aufmerksamkeit des Lesers von der Hauptsache entfernt und zerstreut. Oft verweilt er bei diesen Familien-Nachrichten noch besonders bei der Geschichte einzelner Personen, und hebt aus derselben nur einzelne Umstände und Bruchstücke aus, die er ohne Ordnung zusammenstellt, weil er die ganze Geschichte jener Personen als bekannt voraussetzt. Als Beleg dessen, was ich hier behaupte, lese man nur die Episode von dem Geschlechts-Register des Wahrsagers, den Telemach in sein Schiff aufnahm; (im 15ten Ges.

der Odyssee v. 222 — 255. vergl. 11ten Ges. v. 286 — 296.) und man wird diese Behauptung vollkommen gegründet finden. Nicht minder unerwartet und auffallend ist die lange Episode im 19ten Gesang der Odyssee vom v. 399 — 466. Nachdem der Dichter erzählt hatte, wie Ulyß von der alten Euryclea an einer Fußnarbe erkannt wird, die ihm von dem Hieb eines Ebers zurückgeblieben war, den er einst bei einem Besuch bei seinem mütterlichen Grosvater auf einer Jagd erlegt hatte, so begnügt er sich bei dieser Gelegenheit nicht, diese Begebenheit aus der Jugend-Geschichte des Ulyß umständlich zu erzählen, sondern er geht sogar bis zu der Geburt des Ulysses zurück, gleich jenem cyclischen Dichter, der die Geschichte des troischen Kriegs vom Ey der Leda anfieng. Wie sehr stimmt nun aber diese Erzählungsart Homers mit der Erzählungs-Manier unserer jungen Leute, oder auch der Leute aus dem Volk überein, welche die Gewohnheit haben, in ihren Erzählungen meistens etwas weit auszuholen, und dann alles, was ihnen zufällig in den Sinn kommt, oft auch die fremdartigsten Dinge darein einzuflechten und zu verweben, so daß sie den Faden manchmal zu verlieren scheinen, die Hauptsache beinahe vergessen, und nicht mehr wissen, wenn und wo sie aufhören sollen.

Ueberhaupt herrscht in den Reden und Gesprächen der homerischen Helden und Personen eine gewisse Redseligkeit und Geschwätzigkeit, wodurch holde Kinder und unverdorbene Naturmenschen sich insgemein auszeichnen, und woran wir uns um so mehr ergötzen, je mehr wir gewohnt sind, jene Eigenschaft als ein Zeichen edler Offenheit und Unbefangenheit des Charakters zu betrachten. Wenn der Schwein-

hirt Eumäus seinen unerkannten Herrn, den er unter der Gestalt eines Bettlers so bereitwillig aufnahm, nachdem er ihn schon mit Speise und Trank gelabt hatte, endlich fragt: (Od. XIV. Gesang, v. 166 — 190.)

Wer, wes Volkes bist du, und wo ist deine Geburtsstadt?
Und in welcherlei Schiff kamst du? wie brachten die Schiffer
Dich nach Ithaka her? was rühmen sich jene vor Leute?
Denn unmöglich bist du doch hieher zu Fuße gekommen:

Wer hört nicht in dieser geschwätzigen Anrede die ächte Sprache des ehrlichen und gutmüthigen Mannes, dem es Freude machte, einen unglücklichen Fremdling zu bewirthen und zu beherbergen? Erinnern uns nicht diese wiederhohlte zum Theil sehr überflüßige Fragen an die unruhige Freude, womit wir selbst einen längst erwarteten, und nun unvermuthet eintrettenden Freund empfangen, und unter Umarmung und Händedruck mit ähnlichen Fragen bestürmen? Zuweilen ist die Geradheit und Offenheit, welche aus den Reden der Personen des Homer hervorleuchtet, zugleich mit einer unschuldigen und arglosen Naivität vergesellschaftet, die um so anziehender ist, da sie auch eben so gut von der schalkhaften Laune eines üppigen und verdorbenen Zeitalters eingegeben seyn könnte. Von dieser Art ist die Antwort des Telemach auf die Frage der unerkannten Minerva, (Odyss. I. v. 215.) ob er wirklich Ulyssens Sohn sey:

„Meine Mutter, die sagt es, er sei mein Vater, ich selber
„Weiß es nicht; denn von selbst weiß niemand, wer ihn gezeuget.“

Auch die homerischen Gleichnisse athmen den Geist

der Kinder- und Volkssprache. Wenn Kinder und Leute aus dem Volk in Gleichnissen sprechen, oder sich derselben bedienen, um ihren Reden dadurch mehr Nachdruck und Lebhaftigkeit zu geben, so brauchen sie das nächste beste Gleichniß, unbekümmert um die ästhetische Schönheit desselben, wenn es nur treffend ist. Eben diß thut der ungekünstelte Natursänger Homer, indem er seine Gleichnisse jederzeit aus der ihn zunächst umgebenden Natur, und aus dem ländlichen Leben, von Thieren und Bäumen u. s. w. hernimmt. Wem fällt hier nicht aus der zahlreichen Menge der Gleichnisse in der Ilias jenes berüchtigte Gleichniß bei, in welchem Homer den langsamen Rückzug des tapfern Ajax mit dem langsamen und bedächtigen Schritt eines Esels vergleicht? Eben so erzählt in der Odyssee (Ges. XI.) der Geist Agamemnons dem Ulyß, seine Gemalin habe ihn bei seiner Rückkunft über dem Gastmal erschlagen, wie man einen Stier an der Krippe erschlägt; und seine Kriegs-Gefährten seien daselbst neben ihm gefallen, wie Schweine, die man auf die Hochzeit eines reichen Mannes abschlachte. Immer mag es nun wahr seyn, daß Gleichnisse dieser Art dem feineren Geschmack eines gebildeten Zeitalters nicht zusagen; genug, daß sie treffend sind, und daß man ihnen wenigstens Wahrheit, Kraft und Nachdruck nicht absprechen kann.

Die letzte Bemerkung, welche ich noch über Homers Sprache zu machen habe, betrifft die Umständlichkeit und bis auf die kleinsten Umstände sich erstreckende Ausführlichkeit in den Erzählungen und Beschreibungen des alten Dichters. Denn hierinnen zeigt sich vorzüglich eine auffallende

Aehnlichkeit zwischen dem Ton der homerischen Erzählungen, und dem Ton, der in der Kinder- und Volkssprache, und überhaupt in der Sprache des Alterthums, besonders der Sprache der Bibel in den Urkunden des alten Bundes herrscht. So wie Kinder und Menschen von einer etwas lebhaften Einbildungskraft in ihren mündlichen Beschreibungen und Erzählungen auch die kleinsten und unbedeutendsten Umstände auseinanderwickeln, und einen Gegenstand gleichsam bis in seine Elemente zergliedern, weil sie die Hauptsache von den Nebendingen, das wichtigere von dem unwichtigen noch nicht zu unterscheiden gewohnt sind; eben so geht auch Homer, er mag nun beschreiben, oder erzählen, immer in das kleinste Detail, und setzt auch an den gemeinsten und gewöhnlichsten Vorfällen, Handlungen und Beschäftigungen alle Umstände mit der größten Ausführlichkeit auseinander: ja, diese Umständlichkeit ist ihm so natürlich, daß, so oft er auf die nemlichen Gegenstände wieder zurückkommt, er auch die nemlichen Umstände, mit denen er sie zuerst vorführte, aufs neue wiederhohlt. Eben dadurch aber verwandeln sich seine Schilderungen in lebendige Gemälde, die desto reitzender und anziehender sind, je mehr ihnen der anticke Stempel der edelsten Einfalt aufgedrückt ist. — Wenn Arete dem Ulyß ein Bad zubereiten läßt (VIIIter Ges.) so werden alle Anstalten und Zubereitungen zu demselben uns der Reihe nach vor Augen gemalt:

— „schnell gebot sie den Mägden,
Eilend ein groß dreifüßig Geschirr aufs Feuer zu setzen.
Und sie setzten das Badegeschirr auf das lodernde Feuer,

Gossen Wasser hinein, und legten Holz an die Flamme,
Rings umschlug sie den Bauch des Geschirrs, und es
kochte das Wasser."

Wird ein Gastmal geschildert, (und keine Schilderung kommt in Homers Gesängen häufiger vor, als diese,) so werden alle Zurüstungen dazu auf das lebhafteste versinnlicht:

„Eine Dienerin trug in der schönen goldenen Kanne,
Ueber dem silbernen Becken das Wasser, beströmte zum
Waschen
Ihnen die Händ', und stellte vor sie die geglättete Tafel.
Und die ehrbare Schaffnerin kam, und tischte das
Brod auf,
Und der Gerichte viel aus ihrem gesammleten Vorrath.
Hierauf kam der Zerleger, und bracht' in erhobenen
Schüsseln
Allerlei Fleisch, und setzte vor sie die goldenen Becher,
Und ein geschäftiger Herold versorgte sie reichlich mit
Weine.
Jünglinge füllten die Kelche bis oben mit dem Getränke,
Und sie erhoben die Hände zum leckerbereiteten Mahle."

Mit gleicher Umständlichkeit beschreibt Homer das Ankleiden und den Anzug seiner Personen, die Brautgeschenke der Penelope, das Anspannen eines Wagens und Anschirren der Pferde, das Opfer, welches Nestor mit seinen Söhnen veranstaltet, (Odyss. Ges. III. v. 418 — 463.) den Bau und die Geräthschaften des Schiffes, womit Ulyß von der Insel der Calypso hinwegsegelt, (Ges. V. v. 242 — 261.)

den Pallast und Garten des Alcinous, und Menelaus, (Ges. III. und VII.) und soviel andere ähnliche Gegenstände. Wenn er den Telemach am Schluß des ersten Gesangs der Odyssee mit dem nun zur Reife gekommenen Vorsatz zu Bette gehen läßt, des andern Morgens in der Stille abzureisen, und seinen Vater zu suchen, mit welcher Anmuth und Einfalt hebt er da nicht jeden einzelnen Umstand aus? Die alte Euryclea leuchtet ihm mit brennenden Fackeln:

„Und er öffnete jetzt die Thüre des schönen Gemaches,
Setzte sich auf sein Lager, und zog das weiche Gewand aus.
Warf es dann in die Hände der wohlbedächtigen Alten.
Diese fügte den Rock geschickt in Falten, und hängt' ihn
An den hölzernen Nagel zur Seite des zierlichen Bettes,
Gieng aus der Kammer, und zog mit dem silbernen Ringe die Thüre
Hinter sich an, und schob den Riegel vor mit dem Riemen.“

Welcher aufmerksame Leser der homerischen Gedichte wird endlich auch den Umstand übersehen können, daß Homer in seinen Schilderungen des täglichen Lebens am liebsten bei Gastmälern und Schmäusen verweilt, und die Befriedigung der sinnlichen Triebe, überhaupt den sinnlichen Genuß zu den ersten und vornehmsten Glückseligkeiten des Lebens rechnet. — Auch darinn stimmt der Geist dieser alten Gesänge mit der Denkart der Kinder und der gewöhnlichen Menschen überein, die den Genuß sinnlich-angeneh-

mer Empfindungen für den einzigen Maßstab der Glückseligkeit halten. Eben diß war nun auch der Maßstab, wornach man im sinnlichen und unkultivirten Zeitalter Homers die Glückseligkeit zu messen pflegte, und es kann uns daher nicht mehr befremden, wenn der leidengeübte Ulyß erst seinen Hunger zu befriedigen sucht, ehe er das Verlangen des phäakischen Königs, ihm seine Unglücksfälle und Abentheuer zu erzählen, befriedigt: (Ges. VII. v. 215 — 221.) Oder, wenn er im Anfang des neunten Gesanges, ehe er die Erzählung seiner Leiden wirklich beginnet, das höchste Gut (finem bonorum) in folgenden Worten anpreißt;

„Weitgepriesener Held Alkinous, mächtigster König,
Wahrlich es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Wenn ein treflicher Sänger die Töne der Himmlischen nachahmt.
Denn ich kenne gewiß kein angenehmeres Leben,
Als wenn ein ganzes Volk ein Fest der Freude begehet,
Und in den Häusern umher die gereiheten Gäste des Sängers
Melodien horchen, und alle Tische bedeckt sind
Mit Gebacknem und Fleisch, und der Schenke den Wein aus dem Kelche
Fleißig schöpft, und ringsum die vollen Becher vertheilet.
Siehe! das nennet mein Herz die höchste Wonne des Lebens!“

Es ist wahr, daß es höhere Lebens-Freuden gibt; und wehe dem Menschen, der sie nicht kennete! Aber wer wollte es darum dem alten Sänger verübeln, wenn er in dem Zeitalter, worinnen er lebte, den Werth der unschuldigen Vergnügungen der Sinne etwas zu hoch anschlug? Oder sollten wir, die wir freilich in aufgeklärten Zeiten leben, und höhere Bedürfnisse kennen, deßwegen dem unschuldigen Genusse sinnlicher Freuden und Ergötzungen allen Werth absprechen, und denselben gänzlich entsagen? Nein, es gibt sinnliche Freuden, zu denen uns selbst die Natur auffordert, die Menschlichkeit berechtiget und die Geselligkeit einladet. — Ein frohes Mahl im Kreise verständiger Freunde, welchen Frohsinn, welche Heiterkeit verbreitet es nicht über eine ganze Gesellschaft, und wie sehr wird nicht dadurch der Geist der Humanität und Geselligkeit befördert! der schlummernde Witz wird geweckt, das Gefühl erwacht, Ideen werden gegeneinander ausgetauscht, und das Herz öffnet sich dem Herzen. Selbst die Beobachtung der Berufs- und Menschen-Pflichten wird durch den mäßigen Genuß erlaubter sinnlicher Vergnügungen erleichtert, und indem der Geist unter solchen Genüssen ausruht, sammelt er neue Kraft und Stärke zur Arbeit und Thätigkeit, und reift eben durch diesen Wechsel von Arbeit und Ruhe, von Vergnügen und Thätigkeit zu höherer Vollkommenheit. Wäre der Werth der unschuldigen Freuden der Sinne nicht ausgemacht und entschieden, wie hätte es je auch unter den aufgeklärtesten und gesittetsten Völkern der Erde zur allgemeinen Sitte werden können, jede politische, selbst jede religiöse Feierlichkeit mit Gastmalen,

mit Gesang und Tanz zu begleiten? — — Auch für uns, die wir heute an Ihrem Jubelfeste, Geliebtester Vater! versammelt sind, müsse der heutige Tag ein Tag der festlichsten Freude seyn, und die frohen Gefühle des Dankes und der Freude, die aus Ihren Blicken lächeln, müssen uns alle zu gleicher Freude besteigern!

Τὶς νὴ τοί ἡμέρη ἥδε, Φίλε πάτερ, ἦ μάλα χαῖρε.

Buchs

Buchs

Joh. Buchst

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nast, Johann J.

Kleine akademische und gymnastische Gelegenheits-Schriften

Bd.: 1 : Welcher die deutschen Schriften enthält

Tübingen 1820

Diss. 1156-1#Beibd.1/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10843789-3